Heft 4 April 1992 8,– DM

C 12027 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Das ewig Weibliche: Biologisch abbaubar?
- Deutsche Wirtschaft: Abgeschmiert
- Deutsche Grenzen: Dicht
- UN-Mission: Holidays in Cambodia
- Bubis: President for Bissinger
- Reemtsma über Gernhardt

in konkret April 1993

von Konkret

an konkret

Solidarpack von Hermann L. Gremliza

West-Ökonomie: Abgeschmiert von Winfried Wolf
Die Lage der deutschen Wirtschaft weist viele Symptomeeiner Krise auf, die in eine Depression führen könnte. Ein Überblick über die aktuelle Entwicklung

»...streitet für Deutschland« von Eike Geisel
Über die Initiative für die Wahl von Ignatz Bubis zum neuen Bundespräsidenten oder Wie man sich zum Führerwunsch ein gutes Gewissen macht

Neue Regeln von Georg Fülberth
Null Bock und Law-and-Order: Die Hessen haben gewählt

Aufklärung und PropagandaMännerphantasie - Frauen-Kriegs-Bewegung von Oliver Tolmein
Neues vom Nebenwiderspruch: In KONKRET 3/93 hat Wolfgang Schneider die Tätigkeit einer linksalternativen Kriegspropagandakompanie beschrieben, die unter Ausnutzung der im jugoslawischen Bürgerkrieg vergewaltigten Frauen und mit völkischem Vokabular auch die Deutschen wieder zu den Waffen ruft (»Deutsche Frauen an die Front«). In seiner Entgegnung wirft Oliver Tolmein Schneider eine Verharmlosung der Massenvergewaltigungen und die Instrumentalisierung der Erinnerung an den Nationalsozialismus zwecks Entsorgung der deutschen Geschichte vor. Schneider antwortet Tolmein

Aufklärung und PropagandaDas vage Bewußtsein von Wolfgang Schneider
Neues vom Nebenwiderspruch: In KONKRET 3/93 hat Wolfgang Schneider die Tätigkeit einer linksalternativen Kriegspropagandakompanie beschrieben, die unter Ausnutzung der im jugoslawischen Bürgerkrieg vergewaltigten Frauen und mit völkischem Vokabular auch die Deutschen wieder zu den Waffen ruft (»Deutsche Frauen an die Front«). In seiner Entgegnung wirft Oliver Tolmein Schneider eine Verharmlosung der Massenvergewaltigungen und die Instrumentalisierung der Erinnerung an den Nationalsozialismus zwecks Entsorgung der deutschen Geschichte vor. Schneider antwortet Tolmein

Buch des Monats: Diplomatie der verlogensten Form von Karl Held
Michail S. Gorbatschow: Gipfelgespräche. Geheime Protokolle aus meiner Amtszeit. Rowohlt Verlag Berlin, 1993, 352 Seiten, 36 Mark

Jeder ist uns der Nächste XV von Archiv für Sozialpolitik
Fünfzehnter Teil einer unvollständigen Chronik der Gewalttaten gegen Ausländer im wiedervereinigten Deutschland

Das Asylprotektorat von Ulla Jelpke
In einem Wechselspiel von Verhandlungen und Erpressungen hat sich die Bundesrepublik die Flüchtlingspolitik der osteuropäischen Staaten gefügig gemacht. Derweil ziehen an den deutschen Grenzen Freiwilligen-Verbände zur Abwehr »illegaler Einwanderer« auf

Die Serben und die Kinder von Wolfgang Pohrt

Holidays in Cambodia von Günter Giesenfeld

Alle reden von der Uno und den ihr mit dem Ende der »Blockkonfrontation« vermeintlich zugefallenen Möglichkeiten weltweiter »Friedensinterventionen«. In Kambodscha zeigt die Weltorganisation derzeit, was sie kann: Sollte sie sich Mitte dieses Jahres tatsächlich, wie geplant, aus dem Land zurückziehen, wird es wohl ärmer und zerstörter sein als im Mai 1992, als die ersten Uno-Truppen dort landeten

Let's get physical? von Ralf Blendowske

Der vorläufige Endsieg des Kapitalismus führt bei seinen linken Kritikern zunehmend zu einer naturalisierenden Betrachtung seiner Widersprüche. Ein Beitrag über ökologischen Mehrwert, den Fetisch Entropie und Elmar Altvaters theoretische Entgleisung

Biologisch abbaubar von Christel Dormagen

Kunst-Schöpfer versus Natur-Schleim: Die amerikanische Professorin Camille Paglia ist die übersollmäßige Bauchrednerin des reaktionär-frauenfeindlichen Rollbacks in der westlichen Welt

Ich habe gelesen: »Ära räki!« von Jan Philipp Reemtsma

oder Wie so etwas zustande kommt, da kann man nicht dabeisitzen

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

»Als zögen sie in den Krieg« von Ingrid Strobl

Vor 50 Jahren begann der Aufstand im Warschauer Ghetto

»Deutschland für mich tot« von Susanne Fischer

Die Figuren, die in Leo Perutz' Romanen Geschichte machen, sind Perückenmacher, Kanzleischreiber, untere Chargen. Ihre scheinbare Harmlosigkeit ist das Ergebnis einer Erzählkunst, die ein radikales Geschichtskonzept birgt

Spielmaterial für ein Endspiel von Hermann Peter Piwitt, Stefan Rosinski

Gespräch mit Hermann P. Piwitt»Ich kann Romane, die sich aus Menschen noch etwas machen, nicht mehr ernst nehmen.« – Ein Gespräch mit Hermann P. Piwitt über die Autonomie der Kunst, das Problem des Erzählens und seinen neuen Roman »Die Passionsfrucht«

Realismus – Kunst vom Katzentisch? von Armin Schreiber

Erkenntnisgewinn durch Übung der sinnlichen Wahrnehmung: Eine Gruppe »Neuer Realisten« stellt sich quer zum Mainstream des Kunstbetriebs und visualisiert eine Apologie der dinglichen Welt

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 04/93, S. 4

von Konkret

Nein, Bissinger, kein Wort wollten wir dazu sagen, daß Sie und Ihre Redakteure ihre frühere Anstellung bei KONKRET aus ihren schriftlichen Lebensläufen für die Pressemappen hinausgesäubert haben wie die Väter einst die Wochen zwischen der Promotion im Mai 1933 und der Beteiligung am Wiederaufbau 1945, denn peinlicher als Ihnen und Ihren Redakteuren muß diese erweisliche Wahrheit doch dem Verleger sein, der Leute bei KONKRET angestellt hatte, die einmal die »Woche« redigieren würden. Auch, Bissinger, daß Ihnen, als Journalisten nach der vergessenen Zeit fragten, nur dummes Zeug eingefallen ist, haben wir, aus dem nämlichen Grund und weil unser Verleger die Strafe verdient hatte, kommentarlos hingenommen. Aber, Bissinger, daß Sie das Schweigen als Erlaubnis verstanden haben, allerorten Legenden über jene Zeit zu verbreiten, gibt uns Anlaß zu einer freundlichen Warnung: Sagen Sie, bitte, nicht mehr so Sachen, wie Sie einem NDR-Redakteur gesagt haben. Sagen Sie, bitte, nie wieder, daß ein Mäzen gesagt habe, er wolle aus KONKRET eine das Spektrum etwas pluraler darstellende Illustrierte machen, und Sie gefragt habe, ob Sie das nicht tun wollten; daß Sie aus KONKRET ein völlig neues Blatt gemacht hätten und damit relativ erfolgreich gewesen seien, es nämlich gut verkauft hätten, aber leider an den Herrschafts- und Besitzverhältnissen im Verlag gescheitert seien. Tun Sie’s bitte nicht – uns erspart es die Arbeit, ein Flugblatt mit Verkaufszahlen und Zitaten aus anderen Schriftstücken Ihrer KONKRET-Zeit in Hamburger Verlagskorridoren auszulegen, Ihnen erhält es die Reputation, und alle Beteiligten haben eine Ruhe. Ja, Bissinger?

»Irren ist menschlich« erwiderte die damals frisch gewählte PDS-Vizechefin Christine Ostrowski dem KONKRET-Autor Thomas Ebermann, als der sie während des Parteitags im Januar auf frühere Äußerungen zur Wirtschaftspolitik ansprach, die stark an thatcheristische Vorstellungen erinnerten (»Keine Buchung ohne Beleg«, KONKRET 3/93). Nicht mal zu diesem Eingeständnis fand sie sich sechs Wochen später bereit, als der PDS-Vorstand die Dresdnerin zum Rücktritt zwang, weil sie Gespräche mit dem sächsischen Chef der Nazitruppe »Nationale Offensive« geführt hatte: Sie habe, wird Ostrowski von der »FAZ« zitiert, »sachlich und friedlich über die Programme von PDS und NO gesprochen... Unsere sozialen Forderungen stimmen im Grunde überein, bis hin zum Wortlaut.« Wann dürfen wir ein »Programm zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes« von der PDS erwarten, wie es die KPD 1930 vorlegte, um der NSDAP nicht »das Feld zu überlassen«?

Nachdem die anständigen Deutschen sich durch die Veranstaltung von Lichterketten ausgiebig bei ihrer Regierung für die in Aussicht gestellte Abschaffung des Asylrechts bedankt haben, ruft nun ein Bündnis verschiedener in- und ausländischer Gruppen zur Blockade des Bundestages auf: Am »Tag X«, dem Tag der dritten Lesung des Asylrechtsänderungsgesetzes, sollen die Zufahrtswege zum Parlament blockiert werden, um die Debatte möglichst wirksam zu behindern. Wer seine Teilnahme an antirassistischen Kundgebungen so lange eingestellt hatte, wie davon auszugehen war, daß man sich auf ihnen zwischen Richard von Weizsäcker und Thomas Gottschalk wiederfand, erhält nähere Informationen über die in dieser Hinsicht unbedenkliche Aktion zum Beispiel beim Antirassistischen Telefon Frankfurt, 069-70 33 37.

Aus Münster wird uns eine Korrektur zur letzten Folge der KONKRET-Serie »Jeder ist uns der Nächste« mitgeteilt: Der dort Rechtsradikalen zugeschriebene Brandanschlag auf das türkische Generalkonsulat in Münster gehe tatsächlich auf das Konto des kurdischen Widerstands. Die Falschinformation stammt aus der »taz«.

So ermutigend die Eingänge auf unserem Spendenkonto für den KONKRET-Kongreß »Was tun?« (Hamburg, 11.-13. Juni) zunächst waren: Die Finanzierung der Veranstaltung, zu der sich bisher 523 Teilnehmerinnen und Teilnehmer angemeldet haben, ist noch längst nicht gesichert. Der Kontostand beläuft sich auf 29.000 Mark, benötigt werden ca. 60.000. Weitere Spenden auf das **KONKRET-Kongreß-Konto 1 186 539 300 bei der BfG Bank Hamburg, BLZ 200 101 11**, werden also dringend erbeten. Der Kongreßaufruf, Anmeldeformulare und Überweisungsträger für Spenden können weiterhin beim KONKRET-Kongreßbüro, Schulterblatt 58c, Hamburg 36, bestellt werden. Wie angekündigt, wird am 30. April die Kongreßzeitung mit dem genauen Programm und Texten zur Vorbereitung des Kongresses erscheinen.

Als dritter Band der Reihe KONKRET Texte des Gremliza Verlags sind ab 31. März Märchen, Satiren und Abhandlungen von Michael Scharang im Handel erhältlich. Die in diesem Band unter dem Titel *Bleibt Peymann in Wien oder kommt der Kommunismus wieder* versammelten Texte sind entstanden zwischen 1988 und 1993, zu jener Zeit also, in

der Österreichs und Deutschlands Dichter und Denker, pünktlich wie immer zu letzten Tagen der Menschheit, den Verstand abgegeben und sich dem Vaterland angeschlossen haben. Scharang hat weder den Kopf verloren noch das Neue Denken gelernt, und wie er es getan hat, läßt die, die es taten, nicht gut aussehen. Am Montag, dem 19. April stellt der Autor sein Buch um 20.30 Uhr im Wiener »Theater im Künstlerhaus« vor. (140 Seiten, 120 Schiling / 16 Mark, ISBN 3-929201-05-4)

Konkret 04/93, S. 6

an konkret

Nichts als deutsche Scham?

KONKRET 3/93: Von KONKRET

Meint ihr eigentlich im Ernst, die Zeitschrift »Gegenstandpunkt« wäre – sei es absichtlich, sei es aus Versehen – um die »deutsche Ehre« bemüht? Konntet ihr dem Vorwurf der »nationalen Selbstbezichtigung« wirklich bloß »Schönhuber« entnehmen und nicht den Angriff auf die Identifizierung mit Deutschland, die jedes Sich-Schämen über die blutigen Großtaten dieser Nation – als wären sie »ein Stück von mir...« – enthält? Seid ihr tatsächlich der Meinung, ein zugegeben kurz gefaßtes Angebot zur Erklärung des Weltkriegs, den Hitlers Deutschland angezettelt hat, aus alternativem Imperialismus wäre so etwas wie dessen Rechtfertigung? Und glaubt ihr ehrlich, wer den Nationalismus kritisiert, der könnte den deutschen Nationalismus nie und nimmer verabscheuen, sondern wäre auf dessen Rehabilitierung aus?

Schade, wenn's so sein sollte. Dann wäre KONKRET ja gar nichts anderes als ein Unternehmen zur Rettung der deutschen Ehre durch deutsche Scham.

B. Schumacher

Gegenstandpunkt Verlag

München

Kleine Präzisierung

KONKRET 3/93: »Keine Buchung ohne Beleg« von Thomas Ebermann

Voller Interesse habe ich den Artikel von Herrn Ebermann – über den ich mir sagen ließ, er sei eine wichtige Persönlichkeit bei Ihnen da drüben, zumindest unter den modernen Linken, so daß ich auf seine Urteilskraft vertraue – über den Parteitag der PDS in KONKRET 3/93 gelesen. Nur bin ich mir nicht ganz sicher, ob ich ihn auch verstanden habe, das ist leider so bei uns Ehemaligen. Entweder verstehen wir die Dinge nicht wie sie sind oder wenn wir sie denn verstehen, sind sie nicht so. Aber wir haben ja die Berater aus den alten Ländern, die es uns dann erklären, zumindest viele von ihnen. Und Gott sei Dank hat das nichts mit deren politischer Überzeugung zu tun, so kriegt wenigstens jeder von uns Seins.

Aber genug der Vorrede, hin zu meinem Interesse.

Der Artikel beginnt furios: *»Die Delegierten (...) sorgten sich vor allem darum, nicht länger als ›Deutsche zweiter Klasse‹ ›diffamiert‹ zu werden.«* Heißt das nun, daß wir gar nicht »Deutsche zweiter Klasse« sind? Oder eher, daß wir nicht als solche »diffamiert« werden? Oder daß wir weder das eine, noch das andere sind, sich die Delegierten folglich völlig umsonst sorgten?

Im weiteren glaubt Herr Ebermann, daß sich am Beispiel von Frau Ostrowski aus Dresden *»recht gut nachvollziehen läßt, wie die emotionale und politische Verfaßtheit derjenigen ist, die in der PDS den Ton angeben«.* Von ihrem Buch schreibt er sogar, *»es ermöglicht mehr Einblicke als das«* auf dem jüngsten Parteitag von über 90 Prozent der Delegierten beschlossene *»Programm«.* Darf ich das so verstehen, daß die PDS damitdie richtige Person zur stellvertretenden Vorsitzenden gewählt hat? Oder sollte anstelle des Programms dieses Buch vertrieben werden?

Er schreibt weiter, es gäbe *»für unsereins keinen Grund, Frau Ostrowski und ihren Freunden zu begegnen, als seien sie ›Sozialisten‹, ›Marxisten‹, ›Systemgegner‹ oder nur ein wenig von alledem. Es sind Menschen...«* Meint er das wirklich ehrlich, oder verstehe ich da wieder etwas nicht? Aber er gesteht uns doch zu, *»bisweilen gemeinsam demonstrieren«* zu dürfen, also vermute ich, er hat gewisse Sympathien für uns?

Dann schreibt er über einige bei Ihnen sicher bekannte Personen: *»Na gut, sie haben nie die Geschäfte des BRD-Imperialismus gestört, aber ich glaube, sie wollten das in ihren jungen Jahren.«* Heißt das, es ist wichtiger, in jungen Jahren etwas gewollt zu haben, als es in etwas höherem Alter zu tun?

Um Ihre Aufmerksamkeit nicht länger zu strapazieren, möchte ich es damit bewenden lassen, nur eine kleine Präzisierung an Herrn Ebermanns Text muß ich leider doch anbringen, hier irrte der Autor oder ließ sich schlecht beraten: Frau Ostrowskis Popularität in Dresden hält sich in eher bescheidenen Grenzen. Sie hat mit ihrer Partei bei keiner Wahl und keiner politischen Aktion in der Stadt mehr als 57.000 Menschen mobilisieren können.

Rainer Frohsinn

Dresden

Zweite Hälfte

KONKRET 2/93: »Erlaubte Revolutionen« von Günter Anders

KONKRET 3/93: An KONKRET

Die Leser Andreas Fanizadeh und Roberto Ohrt fragen konkret:

1. Warum wurde Günther Anders' Kritik an der 68er Bewegung nicht schon 1968 veröffentlicht? und

2. Wie kam KONKRET an diesen Artikel?

KONKRET beantwortete nur die erste Frage, und diese nur halb. KONKRET bekam den Artikel von mir:

1. Weil dieser Text – ich stimme den beiden KONKRET-Lesern zu – (a) bemerkenswert, (b) erstaunlich aktuell ist und weil das »Forum« nach Anders' Tod nicht so bald wieder erschien.

2. Weil er – aus unbekannten Gründen – vermutlich noch nicht publiziert war.

3. Weil Günther Anders in der BRD seit den Auseinandersetzungen über seine Thesen zur Gewalt nur mehr in KONKRET, »taz« und »Argument« aktuell publiziert hat bzw. publizieren konnte und Boris Gröndahl für KONKRET um einen Beitrag von Günther Anders angefragt hatte, der noch nicht publiziert, aber möglichst aktuell sein sollte.

4. Weil ich diese Veröffentlichung statt eines Nachrufs auf den anerkannt und bis ins letzte Lebensjahr unangenehmen Zeitgenossen Anders gut fand und finde.

Gerhard Oberschlick

Herausgeber des »Forum«, Wien

Er muß normal sein

KONKRET 3/93: »Sie muß verrückt sein« von Eckhard Henscheid

Er muß normal sein, er muß vollständig normal sein. Jetzt bringen es seine freien Assoziationen zu zwei Werbefotos deutlich an den Tag. Nein, es leidet länger keinen Zweifel: Er ist komplett normal. Der Scham verlustig offenbart er uns, wie eben dies ihn stracks zur schwachsinnigen Normalität führt:

›Laß mich dein Schaukelpferdchen sein‹, haucht er zwischen geilen Zeilen brünstig heiß der hohen Frau entgegen, Abel, Pferd und Kohl mit Volldampf schmähend. Hat er ihr ein Exemplar des Liebesbriefes, des Antrags auf GV, wohl überbringen lassen? Oder eines jenes Männermagazins, in dem derselbe abgedruckt? Gewiß nicht. Denn der romantischen Liebe Statuten verlangen,ferne der Angebeteten in heißer Sehnsucht schmachtend sich zu verzehren, ob der Gewißheit, daß diese Leidenschaft niemals wird verwirklicht werden können.

Doch siehe, wenn so einer schon den Arsch sperrangelweit offen hat, so auch zünftig seinen Füllfederhalter. Vielen anderen und uns zur Last, und ihm selbst zum Gespött.

Stephanie Bart

Hamburg

Staatsdichter

KONKRET 3/93: »Der verbotene Dichter« von Heidi Urbahn de Jauregu

Ich weiß, Wolf Biermann wird von der KONKRET geliebt wie die schwarze Seife, daß Peter Hacks aber einst sagte, der Sänger habe nach der Ausbürgerung bei Böll im Bett vermutlich noch die Läuse von Solschenizyn vorgefunden, wäre unter heutigen Umständen nicht mal in der »Titanic« witzig gewesen, war damals jedoch absolut staatshörige Diffamierungs-Scheiße. Jeder Dichter hat heimlich zuhause was gegen die Regierung gehabt. Hacks wohl weniger, vielleicht liegt darin seine Größe: Er hat nicht nur so getan, als wäre er ein Staatsdichter

Karsten Troyke

O-Berlin

Vielen Dank!

KONKRET: allgemein

Nach Durcharbeiten der »Lesezirkel«-Mappen einer Freiburger Kneipe, deren Inhalt »Spiegel«, »Stern«, und noch Schlimmeres ich zu lesen seit längerem weder Lust noch Gelegenheit hatte, lagen die »Zeichen der Zeit« geballt vor mir: Nicht einmal zwischen den Zeilen verstecktes völkisches Gedankengut, Vorführung von und Hinführung zu nationalem Denken, Wegbereitung und -begleitung zur militärischen Mobilmachung, zur Abschottung der Grenzen gegen ausländische und der Kassen gegen inländische »Schmarotzer«, offener Rassismus und Antisemitismus.

KONKRET ist die einzige größere Zeitschrift, die in solchen Zeiten der Mediengleichschaltung die Unterstützung verweigert, die einzige lesbare politische Zeitschrift. Vielen Dank!

Michael Haubner

Freiburg

Konkret 04/93, S. 9

Hermann L. Gremliza

Solidarpack

Wann haben Sie zum letzten Mal gehört oder gelesen, es komme vor allem anderen im Leben darauf an, daß der Bürger der Bundesrepublik jederzeit Gewähr biete, auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung zu stehen? Vor ewigen Zeiten? Vor mehr als drei Jahren? War es vor dem 9. November 1989 vielleicht? Sehen Sie.

Bis zu jenem Tag hatte Eifersucht die Liebe zur bürgerlichen Demokratie bei Kräften gehalten. Als aber der volksdemokratische Nebenbuhler den Schwanz eingezogen hatte, wer sollte da die Schöne noch begehren, die kein anderer mehr wollte? Ihre äußeren Formen und inneren Werte mögen ganz die alten geblieben sein – ihr Appeal war dahin. Der Altkanzler und die Herausgeberin, gestern Sänger und Sängerin der Bundesrepublik als des freiheitlichsten Staates der deutschen Geschichte, haben heute die deutsche Raffgesellschaft satt bis Oberkante Doppelkinn. Verweht die Ständchen auf die Freizügigkeit von Menschen und Informationen, auf die Freiheit von Grenzkontrolle und Zensur. Justizpolitiker wollen Privatwohnungen anwanzen und Fernsehshows verbieten, Wirtschaftspolitiker und Konzernherren geißeln die Gesetze des Kapitalismus und den Egoismus der Interessengruppen, Innenminister suchen Rat, wie man Grenzen, wenn der Versuch mit Infrarot-Überwachung mißlingen sollte, auf andere Weise dicht kriegen kann, und werden ihn auf den Gerichtsfluren von Moabit, an der Tür zum Mauerschützenprozeß, finden. Wer an die alte Liebe Helsinki und die Schlußakte der KSZE erinnert, kriegt einen Korb (ohne Nummer).

Daß das politische Personal besser läuft, wenn es geschmiert ist, hat man in demokratischen Maientagen als reizendes Grübchen im Kinn der Schönsten von allen geschätzt; heute ist es ein Krater in jener cellulitischen Wüste, als welche die Visage der Alten erscheint. Yesterday love seemed such an easy game to play, aber heute sucht der Lover einen place to hide away, und wo wäre besseres Verstecken als dort, wo keiner sucht: in den Talkshows auf zwanzig Kanälen, in denen alle ihre Verdrossenheit beklagen dürfen, und noch vor den Wählern, die nicht mehr zur Wahl gehen oder vor Verdruß über unangenehme Politiker widerwärtige Politiker wählen, die Politiker selber, die unter emphatischen Zurufen ihres verdrießlichen Präsidenten einen Wettkampf veranstalten, wer der politikverdrossenste Politiker im Land ist: Engholm, Süßmuth, Glotz, Geißler, Albertz oder Biedenkopf?

Sieht es auch aus wie Schwachsinn, hat es doch eine Methode, die manifest wird, wenn der Leitartikler der »Frankfurter Allgemeinen« den Bürgern der DDR im Vorübergehn, aber mit Bedacht, flüstert, sie hätten »die Verhältnisse nach dem Muster der Bundesrepublik... vielfach zu Unrecht bewundert«. Die Herausgeber, die Inserenten und die engeren Abonnenten des deutschen Generalanzeigers sui generis haben das nie getan. Sie haben bloß andere dazu angehalten und für sich die bürgerliche Demokratie als nützlich auf Zeit akzeptiert, ohne ihre reservatio mentalis betreffend deren im Grunde doch volksfremd-liberalistischen Charakter je aufzugeben. (Ich bitte, die wiederholten Anfälle von Latinum magnum dem Objekt der Betrachtung anzulasten. Danke.)

Wie weitsichtig das war, zeigt sich heute, da alle begreifen, daß mit Laissez-faire und Parteiengezänk, nämlich freiem Markt und Parlamentarismus, den Nöten der vereinten Nation nicht beizukommen sei. Was jetzt zu tun ist, verlangt nach neuen Männern und Methoden – nicht nach korrupten, schwachen Politikern, sondern nach integren, kraftvollen Führern, nicht nach Streit um Worte und Kampf um Mehrheiten, sondern nach Geschlossenheit und kurzem Entscheidungsprozeß. Als sei Krieg ausgebrochen oder eine Hungersnot, kennen Kommentatoren und Parteien keine Parteien mehr. Jede wird gedrängt und drängelt sich, aufzugehen im Ganzen, Verantwortung übernehmen zu dürfen für alles, dafür, daß Grenzen dichtgemacht werden wie dafür, daß die Milliarden, um die Deutschlands Kaufhauskonzerne sich an der früheren DDR bereichert haben, nach dem Willen des Bundesarbeitsdienstministers durch Schikanen gegen Arbeitslose wieder hereingebracht werden. Noch aus dem hintersten Kreisverband der realen Entsorgungspartei die letzte Flasche, die kein dualer Müllmann nach ihrer Meinung gefragt hat, bekundet ihre Bereitschaft, eine Politik der Opfer und schmerzhaften Einschnitte mittragen zu wollen.

Obwohl jeder sieht oder sehen könnte, daß hierorts nichts Größeres zu tun ist, als viele bürgerlichen Demokratien stets getan haben, ohne dabei aus ihrer konstitutionellen Rolle zu fallen, begründet jedes deutsche Weh einen Staatsnotstand, dem nur mit Änderung des Verfassungstextes oder mindestens der Verfassungswirklichkeit begegnet werden kann, durch Abschaffung von Freiheitsrechten oder durch Selbstabschaffung aller Opposition und Gründung einer nationalen Rettungsfront, die sich leider nicht »Kommando 9. November« nennt sondern, damit das beste Wort der damals Geschlagenen noch einmal durch den völkischen Kakao gezogen sei: »Solidarpakt«. In deren fest geschloss'nen Reihen marschiert, wie gesagt, auch die Opposition, die, wie ihr Vorsitzender pfeift, »in Fragen von nationaler Bedeutung« keine sein noch machen will, sondern nur in Fragen, die zwischen Berlin und Benschen keinen Menschen interessiern.

»Unsere moderne Welt«, sagt die gräfliche Ehrenvorsitzende der Rettungsfront, »hat ihre Wurzeln in der Aufklärung und in zwei Revolutionen: der Französischen und der industriellen.« Im Kapitalismus und in der bürgerlichen Revolution. »Nichts

gegen die Aufklärung«, fährt die Gräfin fort – denn in den zwei Jahrhunderten zwischen dem 14. Juli 1789 und dem 9. November 1989 war die ok – »nur: Sie wird fragwürdig, wenn sie ins Grenzenlose projiziert wird. Heute, in der Spätphase positivistisch-materialistischer Auffassungen, wird die geistige Armut einer Epoche, die nur in Kategorien von Macht und Erfolg denkt, sehr deutlich. Es zeigt sich, daß der Mensch ohne metaphysischen Bezug nicht sinnvoll leben kann. Es kann doch kein Zustand von Dauer sein, daß nur wirtschaftliche Macht und militärisches Potential zählen und alles Geistige Nebensache ist; daß die Regierungen nur ans Sozialprodukt denken, an Produktivität und Wachstumsraten und die Bürger sich vorwiegend für Geld, Karriere und Lebensstandard interessieren«, schreibt die Herausgeberin der größten deutschen Wochenzeitung drei Jahre nach dem von ihr und ihrem Verlag nach Kräften geförderten Triumph der größeren Produktivität und des größeren Militärpotentials. Aus Marion Dönhoff, die auch eine alte Schachtel, aber zugleich die höchstdekorierte nachkriegsdeutsche Musterliberale ist, spricht nichts anderes als der Gnä Frau gewordene Sozialpakt, wenn sie dessen künftiges Programm zur nationalen Rettung so vorstellt:

»Etwas muß ganz grundsätzlich anders werden... Jeder junge Mensch will sich bewähren, möchte zeigen, was er kann. Es ist höchste Zeit, die Gelegenheit dafür zu schaffen – beispielsweise einen Sozial- und Gemeinschaftsdienst einzurichten. Es ist absurd, wenn man vor dieser Maßnahme zurückschreckt, weil angeblich Hitler den Arbeitsdienst erfunden hat. Er hat ihn gar nicht erfunden, er hat ihn nur zu einer vormilitärischen Organisation pervertiert. Entstanden war er 1926 aus der Jugendbewegung. Seine Konzeption, an der Helmuth von Moltke und seine Freunde vom späteren Widerstand mitgewirkt haben, war das Bestreben, Arbeiter, Bauern und Studenten in Bildungslagern zusammenzuführen. Dieser Arbeitsdienst hatte schon zur Zeit von Brüning 100.000 Mitglieder. Unsere Gesellschaft wieder zu humanisieren, den Sinn für die Allgemeinheit wieder an die Stelle von Egozentrik und Anspruchsdenken zu setzen, die Politikverdrossenheit in aktive Teilnahme zu verwandeln, dies müßten die ersten Ziele sein.«

Hitler hat, wie wir wissen, gar nichts erfunden, nicht einmal die Konzentrationslager. (Wenn das der Führer wüßte!) Aber was will ein Polemiker vor einer Stimme der Demokratie, die zu deren Rettung die Nachahmung frühfaschistischer Modelle der Erfassung und Gleichschaltung anpreist, vor einem sozialdemokratischen Exkanzler, der ihr aus dem Nebenzimmer Beifall spendet, und einer intellektuellen Elite, die sich vor ihr und ihm in Verehrung krümmt?

Konkret 04/93, S. 10

Winfried Wolf

West-Ökonomie: Abgeschmiert

Die Lage der deutschen Wirtschaft weist viele Symptomeeiner Krise auf, die in eine Depression führen könnte. Ein Überblick über die aktuelle Entwicklung

Konjunkturanalysen sind käuflich. Am 30. Oktober 1992 stellte die »Wirtschaftswoche« fest, daß die wirtschaftswissenschaftlichen Institute in der Bundesrepublik »alle am staatlichen Tropf« hingen. Da sie – infolge der Knappheit öffentlicher Mittel – 1990/91 gleichsam in eine zyklische Institutskrise geraten seien und z.B. das Ifo-Institut 1991 eine staatliche »Liquiditätshilfe« von 2,2 Millionen Mark erhalten habe, seien »Gefälligkeitsgutachten« noch wahrscheinlicher geworden. Das aber hat zur Folge, daß ein und dasselbe Institut für ein und dasselbe Thema unter Umständen einander widersprechende Gutachten liefert. So produzierte das Ifo 1992 zum Thema staatliche »Industriepolitik« ein Gutachten für das Wirtschaftsministerium unter Möllemann (contra) und ein zweites Gutachten für das Wissenschaftsministerium unter Riesenhuber (pro).

Als ausgesprochenes Gefälligkeitsgutachten entpuppt sich auch das Herbstgutachten 1992 der wirtschaftswissenschaftlichen Institute, in dem für 1993 Wachstum vorausgesagt worden war. Am 1. März 1993 veröffentlichte das »Handelsblatt« die neueste Ifo-Voraussicht für dieses Jahr. Nun ist von einem Minus der industriellen Produktion von 4 Prozent und davon die Rede, »daß die westdeutsche Industriekonjunktur (auch) noch stärker einbrechen könnte«.

Das ist gleich doppelt rekordverdächtig: Noch nie dürfte es hierzulande eine derartige Korrektur offizieller Konjunkturprognosen in so kurzem Abstand gegeben haben. Und sollte es tatsächlich zu einem solchen Rückgang der industriellen Produktion kommen, würde es sich – mit einem Rückgang der industriellen Produktion 1992/93 um 10 Prozent – um die tiefste Krise handeln, die die westdeutsche Ökonomie je erlebt hat.

Vor 16 Monaten schrieb ich: »Das Mindeste, was sich sagen läßt ist: Der Boom in Deutschland ist seit Sommer 1991 zu Ende ..., die deutsche Ökonomie ist rückläufig. Fast alles spricht dafür, daß es sich, anders als 1986/87, nicht um einen kurzzeitigen Rückgang, sondern um den Krisenbeginn handelt« (»SoZ« Nr.26/91). Tatsächlich stagniert das westdeutsche Brutttoinlandsprodukt seit Mitte 1991; seit Mitte 1992 ist es rückläufig. Die Entwicklung wird deutlicher, wenn wir für die Beurteilung die Entwicklung der industriellen Produktion wählen. Seit Mitte 1991 sinkt die »Produktion im produzierenden Gewerbe« in Westdeutschland. Im 4. Quartal 1992 lag sie bereits um 4,4 Prozent unter dem Niveau des Vorjahrs. Nimmt man anstelle der nivellierenden Vierteljahresangaben Monatswerte, dann wird deutlich, daß sich die industrielle Produktion Anfang 1993 auf einem Niveau bewegt, das bereits im Herbst 1989 erreicht worden war.

Begibt man sich in die Niederungen der Branchenentwicklung, dann wird deutlich: Bis Anfang bzw. Mitte 1992 erwiesen sich die Chemische Industrie und die Autoindustrie als Stützen der Konjunktur. Andererseits tauchten bereits frühzeitig die Eisenschaffende Industrie, das Textilgewerbe und der Maschinenbau in die Rezession ab. Die Zahlen für den – wichtigen – Maschinenbau lauten: Im 2. Quartal 1990 lag die Produktion mit einem Indexwert 124,7 um 24,7 Prozent über dem Niveau von 1985. Bis Dezember 1992 war die Produktion auf den Indexwert 95,3 abgesackt – fünf Prozent unter den Stand des Jahres 1985.

Auf die Krise 1980-82 folgte ein – internationaler – Wirtschaftsaufschwung. Der Rück-gang der industriellen Produktion in Nordamerika, Japan, Westdeutschland und einigen anderen EG-Staaten 1986/87 und der Börsenkrach 1987 schienen eine neue Krise einzuläuten. Es blieb jedoch bei einer kurzen Rezession. Die darauf folgende Verlängerung der relativ guten Konjunktur hatte international eine allgemeine Aufblähung der öffentlichen Schulden, die Aufrüstung und in Deutschland den Sonderboom, den die Wiedervereinigung auslöste, zur Grundlage. Gleichgültig, wie man die Flaute 1986/87 bewertet – unbestritten ist: 1990 setzte eine neue internationale Krise ein. Sie hat inzwischen alle drei Sektoren der imperialistischen Triade – Nordamerika, Japan und Westeuropa – erfaßt, und sie erreichte die stark von Sonderfaktoren begünstigte deutsche Wirtschaft im Jahr 1991.

Die Krise der deutschen Wirtschaft ist hausgemacht und entwickelt sich derart klassisch, daß der Eindruck entsteht, ein Hegelscher Weltgeist sei da am Werke, um den 15 Millionen Menschen in der Ex-DDR Wesen und Unwesen einer veritablen kapitalistischen Krise zu demonstrieren. Denn diese hat wenig mit »dem Ausland« zu tun, sie findet trotz der positiven Effekte der Wiedervereinigung für die westdeutsche Wirtschaft statt.

Interessanterweise spielt ein Rückgang der Exporte in der aktuellen Krise keine entscheidende Rolle. Die deutschen Ausfuhren konnten bis Mitte 1992 auf relativ hohem Niveau weitgehend gehalten werden. Der Rückgang der deutschen Exporte in die USA 1990/91 konnte durch ansteigende Exporte in einzelne EG- und OPEC-Länder wettgemacht werden.

Aber auch im innerdeutschen Verhältnis bleibt die Suche nach einem Sündenbock, dem sich der momentane Kladderadatsch in die Schuhe schieben ließe, vergeblich. Weiterhin wird die westdeutsche Konjunktur durch Ostdeutschland gestützt. Die Bundesbank schreibt dazu lapidar: »Positive Impulse gehen von der anhaltend hohen Nachfrage in Ostdeutschland aus. Zwar dürfte der Nachholbedarf nach westlichen Konsumgütern mittlerweile größtenteils gestillt worden sein. Die eingeleiteten Investitionen in Ostdeutschland werden aber vermutlich weitgehend westdeutschen Produzenten zugute kommen« (Monatsberichte 2/1993). Diese Analyse ist dahingehend zu präzisieren, daß sich die Ost-Nachfrage deshalb auf westdeutsche Konsum- und Investitionsgüter richtet, weil zuvor die ostdeutsche Industrie zerstört worden ist. Anfang 1993 lag der Output der Industrie auf dem Gebiet der ehemaligen DDR bei einem Drittel des Niveaus von 1989, wobei bereits die neuen Anlagen der westdeutschen Konzerne im Anschlußgebiet berücksichtigt sind. Noch krasser entwickelten sich die Beschäftigtenzahlen: Im Fahrzeugbau – immerhin eine in der DDR unterentwickelte Branche, die den Bundeskanzler 1992 zu einer der wenigen Stippvisiten ins ostdeutsche Feindesland, zur Eröffnung des neuen GM-Werks in Eisenach, lockte – waren in DDR-Zeiten 88.000 Menschen beschäftigt – heute sind es noch 5.300 oder 6 Prozent des Standes von 1989.

Deutschland erlebt die tiefste Krise seit 1948, eine Mischung von Konjunktur- und Strukturkrise. Seit Mitte 1992 ist die Investitionstätigkeit absolut rückläufig. Dieser Prozeß wird sich 1993 fortsetzen. Der neue VW-Chef Piëch verkündete im März 1993 gar, er wolle das Investitionsbudget seines Unternehmens auf die Hälfte zurückfahren. Diese Entwicklung verbindet sich mit einer tiefen Krise einzelner Industriebranchen. Der Maschinenbau – bisher gepriesen als Gesamtkunstwerk, bei welchem sich deutsche Ingenieurskunst mit schwäbischer »Tüftler«-Mentalität aufs glücklichste vereint habe – dürfte erst nach einer weiteren Welle von Konzentrationen und Pleiten, die die mittelständisch geprägten Strukturen aufbrechen, seine alte Weltmarktstellung zurückerobern können.

Nicht anders sieht es in der zweitwichtigsten Branche, der Autoindustrie, aus. VW meldet für das erste Quartal 1993 mit einer Milliarde Mark den bisher größten Verlust. Mercedes-Benz und Ford schreiben seit Herbst 1992 rote Zahlen. Bei Porsche ist der Produktionsausstoß im Januar und Februar 1993 auf ein Niveau abgesackt, das eine hochgerechnete Jahresproduktion von 6.000 Einheiten – ein Achtel des Absatzes im Jahr 1987 – und somit das Aus von Porsche als eigenständigem Hersteller befürchten läßt. Dabei steht die EG-Schlüsselbranche Fahrzeugbau erst am Beginn der Krise. Inzwischen existieren zehn japanische »transplants« in Europa. Allein in den Jahren 1993 bis 1995 soll sich deren Pkw-Ausstoß von 260.000 auf 800.000 Einheiten verdreifachen: Dieser gesteigerte Output inmitten der Krise aber muß in neue Absatzrückgänge und Pleiten bei anderen münden (Saab? Daf? Porsche? Alfa? Rover?). Über die deutsche Autoindustrie heißt es: »Jetzt ist Panikmanagement angesagt. Quer durch die Branche werden 1993 in Deutschland rund 50.000 Arbeitsplätze gestrichen. Bis zum Ende des Jahrzehnts dürften in der deutschen Autoindustrie fast 200.000 Arbeiter und Angestellte weniger beschäftigt sein« (»Wirtschaftswoche«, 26.2.1993).

Das düstere Bild wird durch die Krise im Montansektor ergänzt. 1991 startete Krupp einen »unfreundlichen Übernahmeversuch« bei Hoesch und hatte Erfolg. Ende 1992 folgte der Vergleich der Klöckner-Werke, der in einen Anschluß-Konkurs zu münden droht. Seit Februar 1993 befinden sich alle deutschen Stahlkonzerne und der Bergbau in der Krise. Im März erfolgte die Entscheidung, das Krupp-Werk Rheinhausen – Symbol für einen Teilerfolg des Stahlarbeiter-Widerstands 1987/88 – zu schließen. Auch dem verbliebenen ostdeutschen Stahlstandort in Eisenhüttenstadt droht das Aus. Insgesamt steht im Stahl- und Kohlebereich ein Beschäftigungsabbau von weiteren 100.000 Arbeitsplätzen an.

Die Krise in diesem Bereich trifft den Sektor, in dem sich der bestorganisierte Teil der Lohnabhängigen befindet. Derzeit dokumentieren hier die Herrschenden ihren Willen, es auf eine Konfrontation mit der IG Metall ankommen und das typisch deutsche Modell des »institutionalisierten Klassenfriedens«, die »paritätische Mitbestimmung«, auslaufen zu lassen.

1992 gab es einen neuen Rekord: Die Zahl der Konkurse und Vergleiche stieg in Westdeutschland um 16,4 Prozent. In Ostdeutschland haben sie sich verdreifacht – eine weitere Lektion in Sachen kapitalistische Markt- und Pleitenwirtschaft. Die volkswirtschaftlichen Verluste der Pleitewelle waren laut Bundesverband Inkasso mit 30 Milliarden Mark »so hoch wie noch nie in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.« Ein Rekord, der 1993 eingestellt werden wird.

Es war das erklärte Ziel der CDU/CSU-FDP-Regierung, die öffentlichen Schulden abzubauen. Tatsächlich wurden diese in den Boomjahren 1982-1989 knapp verdoppelt. Zwischen 1989 und 1994 werden sie abermals um 100 Prozent wachsen, so daß sie sich dann gegenüber 1982 vervierfacht haben werden. In Zahlen: Die gesamte öffentliche Schuld, die seit 1948 aufgetürmt wurde, lag in Westdeutschland 1981 bei 580 Milliarden und 1989 bei 1.000 Milliarden Mark. Sie wird 1994 – alle Waigel- und Breuelschen Töpflein zusammengerechnet – bei 2.000 Milliarden Mark liegen. Gemessen am Bruttosozialprodukt wird dann die öffentliche Schuld bei 100 Prozent des Bruttosozialprodukts oder auf dem aktuellen Niveau Italiens angelangt sein. Unter solchen Bedingungen droht für 1993/94 eine prozyklische Konjunktur- und Lohnpolitik: Steuern und Abgaben werden erhöht, Reallöhnebzw. Masseneinkommen gesenkt. Damit wirdsich die konjunkturelle Krise verschärfen.

Anfang 1993 lag die Industrieproduktion EG-weit um 3,7 Prozent und in Japan bereits um 7,6 Prozent unter ihrem Vorjahresniveau – wenig Anlaß, auf den Weltmarkt zu hoffen. Auch wenn Erholungstendenzen der US-Wirtschaft festzustellen sind, so kommen die ersten wirtschaftspolitischen Schritte der Clinton-Regierung doch einem Ausbau des Protektionismus gleich, was sich auf die deutschen Exporte nicht günstig auswirken wird. Ähnliches gilt für die festgefahrenen GATT-Verhandlungen. Der »Bananenkrieg«, der hier gerade ausbrach, ist da nur ein – an sich lächerliches – Symptom. Schon fordert die Mehrheit der EG-Länder eine politische Reform, die es der EG-Kommission ermöglichen soll, von sich aus »Anti-Dumping-Zölle« zu erheben, um so protektionistische Maßnahmen zu verstärken.

Seit Mitte 1992 ist die Konjunkturkrise in Europa mit einer Währungskrise gekoppelt. Das Europäische Währungssystem (EWS) ist nur noch als Torso existent. Zwar stimmt, was Hilmar Kopper, der Chef der Deutschen Bank, äußerte: »Das Volumen der täglich an den Devisenmärkten umgesetzten Gelder wird auf etwa 1.000 Milliarden Dollar geschätzt. Dieser Betrag übersteigt die gesamten Währungsreserven aller Notenbanken der Welt.« Er unterstrich damit die relative Hilflosigkeit staatlicher Finanzpolitik angesichts der Ströme des privat betriebenen internationalen Geldhandels. Gerade unter diesem Gesichtspunkt ist jedoch interessant, daß nur die Parität von Mark und französischem Franc bisher strikt verteidigt worden ist. Darin kommt eine politische Entscheidung zum Ausdruck: Die deutsche Bourgeoisie will ihren Durchmarsch zur Spitze, einschließlich der politischen und militärischen Optionen, nicht allein riskieren. Sie benötigt den Bündnispartner in Paris und wird diese Achse, über die Stefan Baron in der Wirtschaftswoche bereits grantelt (»Was ist das überhaupt für eine Freundschaft, die immer nur auf Kosten eines Partners geht?«), erst kappen, wenn solche Rücksichtnahmen nicht mehr nützlich sind.

Die bundesdeutsche Politik orientiert sich gegenwärtig neu – nach außen und innen. Nach außen riskiert die deutsche Bourgeoisie heute de facto das Projekt EG. Die Beschlüsse von Maastricht erweisen sich zunehmend als unverbindliche Absichtserklärungen. Wichtige Kapitalblätter und Institutionen (die Bundesbank beispielsweise) rücken von dem Ziel einer politisch und wirtschaftlich einheitlichen EG ab. Statt dessen favorisiert man ein »Europa der zwei Geschwindigkeiten«, wobei Deutschland und Frankreich Schrittmacher der schnelleren Gangart sind. Ohne Zweifel entwickelt sich dieses Europa nicht allein wegen der Politik der deutschen Bourgeoisie auseinander. Die Staatskrise in Italien, das Maastricht-Nein-Referendum in Dänemark, das Nein zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) in der Schweiz, das drohende Auseinanderfallen des belgischen Nationalstaats, der innereuropäische Protektionismus (z.B. gegenüber den Pkw-Exporten aus japanischer Fabrikation in Großbritannien) usw. spielen hier eine wichtige Rolle.

Hinzu kommt die neue Ostexpansion des deutschen Kapitals, die nicht in den Rahmen der EG eingebettet ist. Die Investitionen, die z.B. Siemens und VW in der Tschechischen wie in der Slowakischen Republik tätigen, liegen über dem Niveau ihrer Investitionen in Ostdeutschland. Die Spaltung der CSFR wurde von maßgeblichen deutschen Kreisen zumindest mitbetrieben (Finanzierung von Meciar durch die CSU). Der Vormarsch österreichischer Unternehmen und Banken in Ungarn, Slowenien und der Tschechischen Republik kann nicht getrennt gesehen werden von dem wachsenden Einfluß, den deutsche Banken und Unternehmen ihrerseits in Österreich gewinnen, und von der weitgehenden Kontrolle der österreichischen Printmedien durch deutsche Konzerne.

Nach innen kündigt die deutsche Bourgeoisie den »Klassenfrieden«, der natürlich immer nur ein relativer war, auf. Offiziell waren im Februar 1993 3,5 Millionen Menschen in der Bundesrepublik ohne Arbeit; die Kurzarbeiterzahl schnellte auf 1,3 Millionen hoch. Gleichzeitig befinden sich über eine Million Menschen in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Umschulungen, Weiterbildungskursen etc. Die »Wirtschaftswoche« geht davon aus, daß derzeit »über fünf Millionen Bundesbürger« aktiv auf Jobsuche sind. Die Zunahme des sozialen Elends mag man an der Verdreifachung der Zahl der Sozialhilfempfänger seit 1982 (heute drei Millionen Menschen) und an der Zahl von einer Million Obdachlosen erkennen (jeweils ohne Ostdeutschland). Im Winter 1992/93 sind bis Ende Februar 29 Obdachlose erfroren – 1991/92 waren es »nur« zwölf.

Dabei stehen wir erst am Anfang dieser neuen Etappe des »Klassenkampfs von oben«. Ende Februar 1993 haben die ostdeutschen Metall-Unternehmer den geltenden Tarifvertrag, der eine Anhebung der Ostlöhne auf wenigstens formal zwei Drittel des Westniveaus vorsah, aufgekündigt. Die Streikdrohung der IG Metall dürfte sich angesichts von Massenerwerbslosigkeit und tiefer Demoralisierung so lange als stumpfe Waffe erweisen, wie die Gewerkschaft nicht zu einem politischen Streik bereit ist, der auch in Westdeutschland geführt wird. Die Unternehmer demonstrieren im übrigen mit ihrer Aktion historisches Klassenbewußtsein: Das letzte Mal griffen sie zur Waffe der Kündigung eines geltenden Tarifvertrages 1928, im Vorfeld der Weltwirtschaftskrise. Damals nutzten sie diese Maßnahme zu einem globalen Angriff auf den Kernbereich der organisierten Arbeiterbewegung.

Die Lage der deutschen Wirtschaft weist viele Symptome einer Krise auf, die in eine Depression übergehen könnte, und die führenden bürgerlichen Kreise in diesem Land tun nichts, um ein Abgleiten der Krise auf ein Niveau von 1930-32 zu verhindern – teilweise begünstigen sie sogar diese Entwicklung. Die Gefahr, daß sie diese Situation für eine umfassende Veränderung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse nutzen, ist weit größer als 1980-82: 1979 lag die

Sockelerwerbslosigkeit bei unter einer Million – heute liegt sie in Westdeutschland bereits doppelt so hoch. Damals gab es das aggressive Element des Rassismus nicht oder kaum und nicht die demoralisierenden Auswirkungen der Spaltung der Gesellschaft in Ost- und Westdeutschland. Damals ergriffen die Gewerkschaften noch politische Offensiven (Arbeitszeitverkürzung; Paragraph 116 AFG). Vor allem aber gab es damals noch keine Bourgeoisie, die derart offen auf die Kontinuität einer aggressiven Außen- und Innenpolitik zurückgegriffen hätte, wie sie dies heute tut bzw. noch tun kann. Es ist Daniel Goeudevert vom VW-Vorstand gewesen, der mit Blick auf den Zusammenbruch der DDR und auf die neue Krise kühl äußerte: »Der Erfolg des Kapitalismus beruht darauf, daß er die effizientere Wirtschaftsform ist, nicht die gerechtere.«

Winfried Wolf schrieb in KONKRET 5/92 über die deutschen Planungen neuer Autobahnen gen Osten

Konkret 04/93, S. 13

Eike Geisel

»...streitet für Deutschland«

Über die Initiative für die Wahl von Ignatz Bubis zum neuen Bundespräsidenten oder Wie man sich zum Führerwunsch ein gutes Gewissen macht

Weil das Heil von innen ausblieb, soll es nun von oben kommen. Es war nur eine Frage der Zeit, wann die Lichterketten ihre logische Fortsetzung fänden, wann das gefühlige Kollektiv nach einer Lichtgestalt verlangen würde, die es nun hat: Ignatz Bubis. Der Vorsitzende des Zentralrats der Juden ist, wie es in der »Zeit« hieß, »in Deutschland binnen weniger Monate zu einer moralischen Instanz geworden«. Aber damit, daß ihr unausrottbares Bedürfnis gestillt worden ist, sich als Klippschüler gegenüber einem Lehrer verhalten zu dürfen, damit wollen sich die Landsleute mit den guten Absichten diesmal nicht zufrieden geben. Sie wollen nicht nur den erhobenen Zeigefinger, diesmal wollen sie die Faust.

Ignatz Bubis soll nach dem Willen der »Woche«, die sich zum Sprachrohr des leuchtenden Konformismus gemacht hat, Nachfolger von Richard von Weizsäcker werden. Bubis roch den Braten und lehnte, wie man überall lesen konnte, die Offerte dankend ab. Die »Woche« indes ließ sich davon nicht beeindrucken. Sie erinnerte Bubis an die politische Etikette: »Wie könnte ein Jude sich in diesem Land selbst um die Präsidentschaft bewerben?« und nahm ihn in publizistische Schutzhaft. Am Schreibtisch entstand nun »der Mann der Stunde« – und zwar der Mann für die Stunde der moralischen Machtergreifung. Beim Spiel um Weizsäckers Nachfolge meldeten sich zwar auch andere Zeitungen zu Wort und präsentierten der diffusen Sehnsucht nach dem starken Mann unterschiedliche Vorschläge, aber nur die »Woche« schrieb, als sei in Deutschland schon der vom Kanzler beschworene Notstand ausgerufen und die verfassungsmäßige Beschränkung des Bundespräsidenten nur noch ein Fetzen Papier: »Keiner ist in ihren Reihen zu erkennen, der die Größe hätte, dem Land inmitten der Vereinigungs-Krise neue Orientierung zu geben... zu mobilisieren... die politische Lähmung in einem qualitativen Sprung zu überwinden.« Früher nannte man diesen »qualitativen Sprung« einfach Staatsstreich.

Über eine ähnliche Situation schrieb Max Horkheimer vor 25 Jahren: »Daß allenthalben in Deutschland, keineswegs allein in der NPD, der Ruf nach dem starken Mann erklingt, anstatt bei noch so kritischer Einstellung zu Erhard ihm wenigstens zugute zu halten, daß er keiner ist, beweist den unausrottbaren Hang zum Führertum. Mag in anderen Ländern angesichts der steigenden Fragwürdigkeit der Demokratie ... der Schrei nach Stärke nur die Sturheit der künftigen Gesellschaft verraten, in Deutschland bedeutet er zugleich das unbewußte und bewußte Trauern um die Zeit des Massenmordes: Ein Volk, ein Reich, ein Führer.« Eingedenk der Maxime, keine nationale Frage den Rechten zu überlassen, okkupiert die »Woche« den Führerwunsch und macht sich, indem sie den zu schaffenden Posten mit einem Juden besetzt, das gute Gewissen dazu: Ein Volk, ein Reich, ein Jude.

Ein paar kosmetische Operationen allerdings muß Bubis über sich ergehen lassen, ehe er als Führerfigur durchgehen kann. Der Jude ist nämlich nur so lange willkommen, wie es darum geht, den Führerwunsch moralisch zu verkleiden. Der Führer selbst, versteht sich, darf dann kein Jude mehr sein. Und deshalb wird Bubis eingedeutscht: »Im wohlverstandenen Sinne ist keiner *mehr* deutsch als Ignatz Bubis«, heißt es in der Zeitung, die aus dem erfreulichen Umstand, daß die Nürnberger Gesetze keine Geltung mehr haben, die Pflicht ableitet, Juden in einer Art Rache für Auschwitz zu besonders qualifizierten Angehörigen der Volksgemeinschaft aufzunorden. Und wenn es nach dem Willen der Chirurgen ginge, dann sähe Bubis, der diesen »wohlverstandenen Sinn« am eigenen Leib erfahren hat, am Schluß wie Jesus aus, der das Kreuz der deutschen Geschichte trägt: »Dieser Mann schleppt ... die ganze Last der deutschen Geschichte seit Weimar mit sich. Wahrhaft ein deutsches Leben!« Das hätten sie gerne, die doch genau wissen, daß die Last der Geschichte die Belästigung ist, die von solchen Schreibtischen ausgeht.

»Für Deutschland streiten« überschrieb Hans-Ulrich Jörges sein Plädoyer für Bubis, der nun als Willy Birgel der deutschen Reputationspflege für Olympia in Berlin Reklame machen darf. »Schon die Diskussion (über die Nominierung von Bubis) kann ein Lehrstück werden. Sie wird verborgenen Rassismus und Antisemitismus bloßlegen und uns gerade dadurch befähigen, diese Pest der Zeit niederzuhalten«. Wie meinen? Gerade dadurch? Solchen Seuchenexperten möchte man nicht in die Hände fallen, ganz abgesehen von der Unverfrorenheit, mit der Deutsche einen Juden für ihre trüben Zwecke in Dienst nehmen wollen.

»Die Debatte ist eröffnet«, verkündete die »Woche«, nachdem sie ihre Leserschaft ausführlich mit Bubis und der bildungs- wie karrierefördernden Wirkung von Terror und Verfolgung bekanntgemacht hatte: »In Ignatz Bubis ist eine Wachheit, als habe die eisige Periode im Ghetto seinen Behauptungswillen verdoppelt. Der kaum an einer Schule Gebildete lernt sieben Sprachen, trotzt sich Optimismus ab.« Zur »Debatte« präsentierte die Zeitung einige Bekennerschreiben, die das Schlimmste befürchten lassen. »Zehn Personen bekennen sich hier öffentlich zur Nominierung von Ignatz Bubis«, hieß es, als handle es sich um eine Mutprobe. Das Outing der zehn zumeist aus der Schöner-Leuchten-Bewegung bekannten Jasager wurde eröffnet von Will Quadflieg, der von der »schicksalhaften« Verbundenheit zwischen Deutschen und Juden schwadronierte. Mit Bärbel Bohleys Plädoyer wurde nochmals bestätigt, um welch hanebüchene Einrichtung es sich bei

der Stasi gehandelt haben muß, wenn sie eine Person von so entschlossener Einfalt verfolgte: Bubis' Lebensgeschichte habe diesen »nicht hart, sondern offen gemacht: er ist einer, der versteht«. Giovanni di Lorenzo, der Erfinder des Protests mit Tropfschutz, hatte sich vor Wochen noch über den Vorschlag mokiert, den er jetzt als »dringend benötigtes Zeichen« unterstützte. Rezzo Schlauch von den Grünen, irgendwie der Entwicklung voraus und mit dem Procedere trotz seiner Qualifikation als Anwalt nicht vertraut, schrieb: »Mit der Nominierung von Ignatz Bubis als Kandidat für die Bundespräsidentenwahl wurde ein bedeutsames Zeichen gesetzt.« Jürgen Flimm, der Intendant des Thalia-Theaters in Hamburg, entdeckte die »seltene Würde«, die Weizsäcker dem Amt verliehen hatte, und wünschte sich, daß der Nachfolger »mitten aus der Gesellschaft käme und nicht aus den Gewächshäusern der politischen Kasten«. Weniger dem populistischen Gedanken verbunden, daß der Führer wie du und ich sein müßte, sondern strikt theologisch plädierte hingegen Friedrich Schorlemmer. Seiner Meinung nach soll Bubis zur Wiederauferstehung der Gefühlswelt von gestern beitragen: »Ignatz Bubis hat ein sicheres Gefühl für das, was bei uns schlummert und was – in bester Absicht – wiedererweckt werden kann.« Gert Heidenreich, der Präsident des PEN-Zentrums, ließ den Leser wissen, daß er nicht bloß mit Dummköpfen freundschaftlich verkehre, er habe einen »kritischen Freund, der Jude ist«. Und Willy Wimmer, der tatsächlich so heißt und Bundestagsabgeordneter der CDU ist, beanspruchte für sich das Copyright an der Initiative: »Ich habe Ignatz Bubis ... als erster öffentlich für das Amt des Bundespräsidenten vorgeschlagen.« Den Grund verriet er auch. Für ihn ist Bubis der deutsche Staatsjude bürgerlichen Glaubens par excellence: »(Er hat sich) vor diesen Staat gestellt, und zwar mit einer Grundsatztreue, die diese freiheitliche Demokratie verdient.«

»Die Initiative sollte sich nun schleunigst eigenständig konstituieren«, schloß Jörges seinen Aufruf, »sie muß die Nische und das Konkurrenzfeld der Medien verlassen.« Nur ist weit und breit keine Konkurrenz in den Medien zu sehen; und sollte, wie nach der Münchener Lichterkette, wieder ein »Bambi« für öffentlichkeitswirksame Gesinnungspflege verliehen werden, dann braucht er sich diese Auszeichnung nicht, wie seinerzeit Lorenzo, mit anderen PR-Agenten zu teilen. Aber wie die Nische verlassen? Giovanni di Lorenzo könnte ihm weiterhelfen. Er sei davon beeindruckt gewesen, erzählte er im »Spiegel«, wie spontan im Ausland, in Italien, Menschen auf die Straße gegangen seien mit dem Ruf »Wir sind alle Juden!«, nachdem Faschisten jüdische Geschäfte in Rom mit der Aufschrift beschmiert hatten »Kauft nicht bei Juden!«. Den Wink mit dem Stern verstanden? Nach dem großen Erfolg des 30. Januar, als der Nazi-Fackelzug von 1933 mit einer »Lichterspur« 1993 doch noch ein gutes Ende fand, könnten die Mitstreiter für Deutschland, die vermittels eines Juden das Gute im Führer beerben wollen, zu einer »Judenspur« aufrufen. Als Termin böte sich der 1. April, der 60. Jahrestag des Naziboykotts, an. »Deutsche wehrt euch, kauft bei Juden!« könnte die Parole dann lauten, oder eben, wie Lorenzo empfiehlt: »Wir sind alle Juden« – ein Bekenntnis, das den vielen eingebildeten Juden schon längst auf der Zunge liegt. Dann bleibt die Kerze kalt, und der Stern wird herausgeholt. Dann könnten alle sein, was sie schon immer wollten: Opfer. Dann stünden auch die Chancen für Bubis nicht schlecht, Präsident des größten jüdischen Volkes zu werden – des deutschen.

Konkret 04/93, S. 14

Georg Fülberth

Neue Regeln

Null Bock und Law-and-Order: Die Hessen haben gewählt

Bisher galt: Wenn in einer Wirtschaftskrise die Bundesregierung nicht mehr weiter weiß, ist dies die Chance der Opposition. Sie kommt allerdings nicht auf einen Schlag an die Macht, sondern gewinnt erst einmal Wahlen in Ländern und Gemeinden. So ist es unter den Bedingungen des Verhältniswahlrechts. In Großbritannien allerdings, wo die politische Klasse durch das relative Mehrheits-Wahlrecht gegen Tages-Schwankungen stärker abgepuffert ist und der Premier bei der Festsetzung des Wahltermins große Möglichkeiten für taktische Manöver hat, konnte John Major sogar im Krisenjahr 1992 gewinnen. Bei den hessischen Kommunalwahlen am 7. März 1993 aber war eine Festigung der lokalen sozialdemokratischen Vorherrschaften zu erwarten. Der Kanzler wackelte, seine Politik galt als perspektivlos, in der Vignetten-Frage schien er blamiert. Graf Lambsdorff redete von 1966, Hessen konnte Kohl leicht den Rest geben.

Jetzt hat er wieder einmal gewonnen: Die CDU verlor nicht viel (eher kann man sagen, sie habe sich behauptet). Die SPD aber ist gewaltig eingebrochen.

Gewiß: Es gab ein paar aktuelle Ärgernisse, welche die sozialdemokratische Position in letzter Minute zusätzlich beeinträchtigten. Die Affäre Jansen-Pfeiffer in Schleswig-Holstein war zeitlich gut plaziert. In Südhessen waren in den Wochen vor der Wahl die Staatsanwälte besonders aktiv gewesen. Die Konnektionen zwischen Bauämtern, privaten Interessenten und einzelnen Bürgermeistern sowie anderen Mandatsträgern, die in den Knast kamen, zurücktraten oder suspendiert wurden, belasteten CDU und SPD, bestätigten das dumpfe Volks-Urteil, daß Politik ein schmutziges Geschäft sei und legten die Notwendigkeit nahe, den bisherigen Filz durch einen anderen zu ersetzen, wobei zwischendurch vom Eisernen Besen geredet wurde.

Doch Skandale führen niemals einen Machtwechsel herbei. Sie dienen immer nur als Mittel, um eine Verschiebung der Gewichte, die längst stattgefunden hat, nun auch nach außen hin sichtbar zu machen. Es zeigt sich, daß die SPD just in dem Moment, da sie im Aufschwung sein müßte, irgendwie gar nicht mehr so recht da ist. Dies hat mindestens drei Gründe:

Auf Bundes-Ebene wird die SPD nicht als Opposition wahrgenommen. Bei den Beratungen über Solidarpakt und Asyl ist sie jetzt in der gleichen Position, in der sich die italienische Kommunistische Partei während der zweiten Hälfte der siebziger Jahre unter Berlinguer mit ihrem Tolerierungskurs verschliß. Inzwischen hat diese südliche Schwester-Organisation mehr verloren als nur den Namen. Ihr einstiges Vorbild nördlich der Alpen wird zu ihrer Schülerin im Niedergang.

In Hessen ist sie nicht Oppositions-, sondern Regierungspartei. Sie stellt den Ministerpräsidenten, die Oberbürgermeister der Großstädte (Ausnahme: Fulda), zahlreiche Landräte und Gemeindebürgermeister. Wer in der Krise an herrschender Politik etwas auszusetzen hat, zielte diesmal nicht nach Bonn, sondern auf die örtlichen Würdenträger.

Drittens schließlich haben die Leute sich den Reflex abgewöhnt, von der einen Volkspartei zur anderen zu pendeln, wenn sie unzufrieden sind. Statt dessen gehen sie gar nicht wählen. Die Abstinenten sind somit zur größten Partei geworden. Der Vergleich mit den USA ist falsch. Dort ist es unter anderem das komplizierte Vorwahl-System, welches die Beteiligung niedrig hält. Hierzulande aber handelt es sich tatsächlich um Null Bock. Das hat nichts mit Fundamental-Opposition zu tun. Es ist denkbar, daß gerade Leute, welche an den gesellschaftlichen Verhältnissen in der BRD grundsätzlich nicht viel auszusetzen haben, ihre Verachtung lediglich gegen das politische Personal richten, welches sie für überflüssig oder störend halten. Manager werden geschätzt, Gewerkschaftsfunktionäre und Politiker nicht.

Die SPD hat nicht nur an die Nichtwähler verloren, sondern auch an die Partei der »Republikaner«. Zunächst mag überraschen, daß die CDU durch diese Konkurrenz weit weniger gezaust wurde. Das läßt sich erklären: Die Christdemokraten gaben bereits 1989 einen großen Teil des Stimmenpakets, das sie an die »Republikaner« zu verlieren haben, an diese ab. Damals war die Novität zu bestaunen, daß im ökonomischen Boom die auf Bundesebene regierende Partei stark verlor und eine Polarisierung (rechts kräftig, links schwächer, aber merklich) stattfand. Ein weiteres Reservoir wird wohl erst später ausgeschöpft werden: die vielen örtlichen Wählergemeinschaften bürgerlichen Zuschnitts.

Wer die Wahlvorschläge der »Republikaner« in Kreisen und Gemeinden studiert, entdeckt bei ihren Kandidaten und Kandidatinnen den höchsten Anteil von Handarbeitern. Bastionen einer einst sogar radikalen Arbeiterbewegung (lang ist’s her), Offenbach und Hanau, wurden von den Reps erobert. In einigen Bundeswehr-Gemeinden, in denen die Garnison vor der Auflösung steht, erzielten sie besonders hohe Ergebnisse, darunter auch in Stadtallendorf, das zugleich eine Industriestadt ist und kürzlich durch eine eindrucksvolle Lichterkette glänzte. Als extremistisch können die »Republikaner« nur dann gelten, wenn man zugleich einräumt, daß sie Fleisch vom Fleisch der beiden Volksparteien sind. Was dort ein Element unter anderen war, konzentriert sich jetzt in einer eigenen Formation. Verfassungsfeindlich sind sie nicht nur deshalb nicht, weil die Staatsschutzbehörden (in denen sie nach wie vor besonders viele Sympathisanten haben dürften)

kaum Lust haben, sie gründlich zu beobachten. Tatsächlich nutzt Schönhubers Partei ja nur die großen Möglichkeiten aus, welche das Grundgesetz einer extrem nationalistischen, ausländerfeindlichen, das Recht des Stärkeren gegen alle Schwächeren propagierenden, außenpolitisch auftrumpfenden Law-and-Order-Truppe einräumt. Die »Republikaner« werden dadurch nicht lieblicher, die Voraussetzungen, auf denen ihre Erfolge beruhen – also die deutsche Gesellschaft und die deutsche Politik einschließlich ihrer Volksparteien – ebenfalls nicht.

Wahrscheinlich sammelt sich hier nicht ein innenpolitisches Potential, das einen neuen außenpolitischen »Griff nach der Weltmacht« erzwingen wird. Ursache und Wirkung verhalten sich umgekehrt. Der Griff ist 1989 schon geglückt. Im Kalten Krieg wurde nicht nachträglich der Zweite Weltkrieg gewonnen, wohl aber der Erste. Jetzt rutschen die innenpolitischen Verhältnisse den außenpolitischen nach. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird sich dies 1994 bei der Bundestagswahl auswirken.

Wo rot-grüne Magistrate amtierten, haben die Sozialdemokraten stark verloren und die Grünen (schwächer) gewonnen. An die Öko-Partei hat die SPD ebenfalls Prozente abgeben müssen. Rechts gingen die Kanalarbeiter zu den »Republikanern«, sozusagen links wanderten Genossen-Stimmen zu Fischers Organisation ab. Der zweite Vorgang war wohl ein Versuch sich als kritisch verstehender Sozialdemokraten, ihre Partei fester an die »Grünen« zu binden. Am härtesten wurde die SPD aber dort getroffen, wo sie die absolute Mehrheit hatte, zum Beispiel in Kassel. Der Versuch, in der Innenstadt den Auto-Verkehr einzudämmen, stachelte die Volkswut an. Wer ihn gut fand, belohnte dafür nicht die SPD, sondern wählte grün. Hinzu kam die hohe Arbeitslosigkeit aufgrund der Strukturschwäche traditioneller Industrien. Dieses Moment war aber wohl nicht entscheidend, denn es gibt das Gegenbeispiel Darmstadt. Dort ist ein High-Tech-Standort, schon vor Jahren meldete die zuständige Industrie- und Handelskammer, man habe das höchste Wachstum in ganz Europa und die größte Auto-Dichte. (Allerdings sieht die Chemie-Industrie, in Darmstadt u.a. durch Merck vertreten, zur Zeit bekanntlich nicht gut aus, und die Umgruppierungen in der Informatik-Branche wirken auch in Südhessen.) Die SPD – viele Jahre lang unter der Fuchtel eines Oberbürgermeisters vom rechten »Seeheimer Kreis« – lehnte beharrlich ab, mit den Grünen zusammenzuarbeiten. Diese haben dort jetzt 25,4 Prozent, die Sozialdemokraten sind bei 34,2. Auch an diesem Extrem-Beispiel (Verweigerung der Kooperation durch die SPD) zeigt sich, daß rot-grüne Koalitionen unter anderem auch eine Mogel-Packung enthalten. Zu ihren Voraussetzungen gehört nämlich, daß die Grünen nicht nur als Regierungspartei, sondern irgendwie auch noch als Opposition gelten – im Gegensatz zu ihrer Realo-Strategie.

Es gibt aber einen anderen, nicht politischen, sondern mikro-gesellschaftlichen Grund für das Zusammenhalten dieser Bündnisse: Seit das Subsidiaritäts-Prinzip sich weiter durchgesetzt hat, sind lokale Sozial-Initiativen oft auf Gedeih und Verderb auf die Finanz-Töpfe in Ländern und Gemeinden angewiesen, an welche sie viel besser herankommen, wenn die Grünen in der Regierung sowie im hauptamtlichen Magistrat oder Kreisausschuß sitzen. In der großen Politik wird den Realos alles verziehen, wenn nur die Stadt- und Staatsknete bleibt. Wackelt die Koalition, kann der rechte Parteiflügel auf »die Initiativen« verweisen, für welche man im Amt bleiben müsse. Die SPD weiß das und kann ihrem Partner deshalb viel zumuten.

Gab es links irgendetwas? In Mörfelden-Walldorf holte die DKP 10,3 Prozent. Gäbe es eine linke Protestpartei, hätte sie, als Gegengewicht zu Schönhuber, jetzt eine Chance. Gibt es aber nicht. Sie müßte sozial in den Schichten verankert sein, in denen die »Republikaner« zur Zeit besonders starken Zulauf haben. Wer da nichts an den Hacken hat, muß sich mit Leuten begnügen, die sich als Gesinnungs-Ethiker aufspielen, weil sie unfähig sind, ihre Machtbedürfnisse zu stillen.

In Frankfurt trat die »Ökologische Linke Liste« von Jutta Ditfurth an. Die DKP wurde ferngehalten. Jakob Moneta und der Landesgeschäftsführer der hessischen PDS, Grünberg, durften zwar mitkandidieren, aber sie sollten nicht zu laut sagen, welcher Partei sie angehören. Am Ende kamen 1,2 Prozent für die »Ökologische Linke Liste« heraus, womit ein groß geplantes Experiment wohl vorbei sein dürfte.

Wer hundert Kilometer nördlich sitzt, thront auch nicht höher. In Marburg war die DKP seit 1972 in der Stadtverordnetenversammlung. Im Oktober 1991 gab sie bekannt, sie wolle auf eine Eigen-Kandidatur verzichten, wenn links von den Grünen ein neuer Wahlvorschlag eingereicht werde, welcher das gesamte radikale Spektrum sammele. Danach entstand eine »Bunte Liste«, aus der, nachdem sich ein »Projekt Ökologische Linke« und Einzelpersonen angeschlossen hatten, eine »Marburger Linke« hervorging. Ein Pfarramtskandidat aus Dinkelsbühl aber gründete zugleich eine »Grün-Alternative Linke«. Sie profitierte vom Anti-Realo-Protest aus der Mutterpartei und erhielt auch Stimmen, die früher bei der DKP gelandet waren, weil nichts anderes da war. Mit 4,9 Prozent blieb sie ohne Mandat, ebenso wie die »Marburger Linke«, die 3,5 Prozent erhielt. Dreitausend Stimmen (8,4 Prozent) waren in den Sand gesetzt. Der Versuch, auf lokaler Ebene die Einheit der Linken herzustellen, endete in einer Groteske.

Es kann gelernt werden: Eine Politik, die sich damit begnügt, den sogenannten Verrat der Grünen zu geißeln und die Lücken aufzuspüren, welche diese auf ihrem eigenen Feld lassen, ist viel zu schmal und zappelt sich an Themen ab, die von diesen fest besetzt sind. Wer etwas Sinnvolles unternehmen will, sollte sich in den Quartieren umtun, in denen die »Republikaner« besonders viele Stimmen erhalten haben. Das wäre allerdings eine langwierige Arbeit, bei der vielleicht

niemals Mandate herausspringen.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 2/93 über die Gremliza-Kuhn-Debatte

Konkret 04/93, S. 16

Oliver Tolmein

Aufklärung und Propaganda
Männerphantasie - Frauen-Kriegs-Bewegung

Neues vom Nebenwiderspruch: In KONKRET 3/93 hat Wolfgang Schneider die Tätigkeit einer linksalternativen Kriegspropagandakompanie beschrieben, die unter Ausnutzung der im jugoslawischen Bürgerkrieg vergewaltigten Frauen und mit völkischem Vokabular auch die Deutschen wieder zu den Waffen ruft (»Deutsche Frauen an die Front«). In seiner Entgegnung wirft Oliver Tolmein Schneider eine Verharmlosung der Massenvergewaltigungen und die Instrumentalisierung der Erinnerung an den Nationalsozialismus zwecks Entsorgung der deutschen Geschichte vor. Schneider antwortet Tolmein

Schon lange waren sich »Spiegel« und KONKRET nicht mehr so einig: »Deutsche Frauen an die Front«, resümierten die einen den feministischen Diskurs zu Jugoslawien, »bei den Grünen melden sich kriegerische Frauen zu Wort«, vermeldeten die anderen. Als Kronzeugin diente beiden vor allem die grüne Europa-Abgeordnete Eva Quistorp – schon lange als peinliche Persönlichkeit unter der Rubrik »Erledigte Fälle« in Vergessenheit geraten, ermöglichten ihr ein paar publicity-trächtige Worte und Unterschriften für einen Militäreinsatz in Jugoslawien den steilen Aufstieg zur »nach Petra Kelly wohl prominentesten Vertreterin der deutschen Friedensbewegung« (KONKRET). Prominent ist, wen wir dazu machen. Daß KONKRET dafür schlecht findet, was dem »Spiegel« gut erscheint, der westliche Kriegseinsatz gegen die Serben – ist in diesem Fall nur ein Nebenwiderspruch – in einem sind sich die beiden Männer-Magazine nämlich wieder einig: Was die Feministinnen diskutieren, was in Jugoslawien wirklich vor sich geht, ist herzlich egal, solange es ins eigene (innenpolitische) Konzept paßt.

Daß Feministinnen, Linksintellektuelle und grüne Realos zum Krieg rufen, stört KONKRET ja nicht etwa aus prinzipiellen Gründen: Keine zwei Jahre ist es her, da hatte sich die Mehrheit der Redaktion selbst in die Reihen der deutschen Kriegsbefürworter eingereiht. Im günstigsten Fall wurde damals, die weltweite Durchsetzung der Menschenrechte stellte gerade eine Militärintervention gegen den Irak sicher, als Mitwirkender in einem »Tollhaus«, im ungünstigen Fall als Aktiver in »Verbände(n) der Aktion Werwolf« tituliert, wer sich gegen den Krieg aussprach (der auch damals schon zur Vorbereitung deutscher Militäreinsätze in aller Welt genutzt wurde).

Die Zeiten haben sich geändert – heute ist die an einer Entsorgung der nationalsozialistischen Geschichte interessierte politische Führungsschicht Deutschlands, die das Land auf die militärische Großmachtrolle vorbereitet, nicht mehr nur Nutznießer einer kriegerischen Eskalation, heute betreibt sie das Geschäft selbst mit einiger Vehemenz. Und KONKRET (und einige andere linke Zeitungen, wie, teilweise, »ak« und »bahamas«) haben gut daran getan, gegen die veröffentlichte Meinung hierzulande anzuschreiben und zu zeigen, wie durch gezielte diplomatische Interventionen Deutschlands der Bürgerkrieg in Jugoslawien provoziert wurde.

Seit Kriegsbeginn haben sich die Verhältnisse (nicht die Ursachen des Krieges) verändert – auf die Diskussion der bundesdeutschen Linken und auf die Berichterstattung von KONKRET hatte das wenig Einfluß. Der Blick blieb auf Deutschland gerichtet – statt der Aufklärung dominiert, das wird aus den Artikeln der März-KONKRET deutlich, die Instrumentalisierung. An der Auseinandersetzung um eine linke Position zur Barbarisierung auf dem Balkan interessiert nicht materialistische Grundlage, sondern ausschließlich die Möglichkeit zur Ideologie ja, Kritik mag ich es gar nicht nennen.

Am Beispiel der Zahlen: Um als »Greuelnachrichten« suggestiv abwerten zu können, was tatsächliche Verbrechen sind, stellt Wolfgang Schneider sich widersprechende Zahlenangaben über im Krieg vergewaltigte Frauen gegeneinander: Von 60.000 vergewaltigten Frauen sei im November 1991 geschrieben worden, die EG-Untersuchungskommission habe diese Angabe auf ein Drittel reduziert, »nur der Imam von Zagreb ... und die ›Frauenaktion Scheherazade‹ boten noch mehr: Letztere wußte in ihrem ›Newsletter‹ vom Januar gleich von ›mehreren hunderttausend‹ Fällen zu berichten.« Ein klarer Fall von eiserner, völkischer Haltung und »offensichtlich propagandistischer Aufbereitung« der »Informationen nationalistischer kroatischer Frauengruppen« durch die gerade durch den Helke Sander-Film »über die Vergewaltigung deutscher Frauen durch Angehörige der Roten Armee« in Stimmung gekommenen deutschen an die Front drängenden Frauen? Mitnichten.

Zwar findet sich die übertrieben erscheinende Zahlenangabe »mehrere hunderttausend« tatsächlich im »Newsletter«, es ist aber nicht die »Frauenaktion Scheherazade«, die damit Stimmung macht (die nennt im Editorial gar keine Zahlen, und die »Scheherazade«-Aktivistin Gabi Mischkowski erwähnt in ihrem Text »60.000 vergewaltigte Frauen«) – Wolfgang Schneider zitiert aus dem Text der serbischen Autorin Lepa Mladjenovic. In »Universal Soldier« argumentiert die Anti-Kriegs-Politikerin, die im SOS-Notruf für vergewaltigte Frauen in Belgrad arbeitet, dezidiert anti-nationalistisch (und hat sich u.a. deswegen den Zorn der von Schneider erwähnten nationalistischen kroatischen Frauengruppen zugezogen): »Ob er für Kroatien, Bosnien, Serbien, Indochina oder Uzbekistan kämpft – der Krieger vergewaltigt Frauen in jedem Krieg, gleich ob Befreiungs- oder Eroberungskrieg.« Daß die von ihr genannte Zahl andere Zahlen deutlich übertrifft, kann, neben einem möglichen Übersetzungsfehler, auch daran liegen, daß sie sich, anders als die EG-Kommission oder auch der Imam

von Zagreb, in ihrem Text nicht nur auf Vergewaltigungen an der Front bezieht, sondern auf alle Vergewaltigungen seit Kriegsbeginn, auch die daheim, die sich Recherchen der Notruf-Gruppen zufolge etwa verdoppelt haben: »Sobald sich die ewigen Soldaten nicht mehr unter Feinden befinden, machen sie ihre eigene Frau zum Objekt von Vergewaltigungen und Verstümmelung.«

Wenn Zahlen genannt werden, sollen sie korrekt sein – zweifelsohne. Nur für die korrekten Zahlen interessiert sich KONKRET tatsächlich keinen Deut, aus der Tatsache, daß es widersprüchliche Angaben gibt, wird stillschweigend geschlossen, daß die ja unbestritten massenhaft betriebenen Vergewaltigungen insgesamt ein überschätztes Phänomen sind. Schlimmer noch: Auch die sehr viel wesentlichere Frage, ob Vergewaltigungen im Bürgerkrieg explizit als Waffe gegen den jeweiligen Gegner eingesetzt werden, scheint nur von rhetorischer Bedeutung zu sein. Wie sonst ist zu verstehen, daß Wolfgang Schneider auf einen »amnesty report« zum Thema verweist, der diese Frage als »offen« bezeichnet, sich damit aber zufrieden zurückgelehnt begnügt, statt zu bedenken, daß diese »Offenheit« durchaus nach zwei Seiten hin Bedeutung hat. Jedenfalls hat Amnesty International in einem am 10. Februar 1993 zugestellten Brief an die Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen in scharfen Worten die Untätigkeit der Organisation beklagt und sie dringend aufgefordert, den »Special Rapporteur« endlich mit ausreichenden Mitteln und einem arbeitsfähigen Stab auszustatten, damit er seinem Auftrag folgend die massiven und besorgniserregenden Menschenrechtsverletzungen recherchieren und dokumentieren kann.

Amnesty International weist, trotz der erwähnten Schwierigkeiten, die Wahrheit in diesem Krieg herauszufinden, darauf hin, daß in einigen Fällen »Vergewaltigung und sexueller Mißbrauch eindeutig organisiert und systematisch durchgeführt worden sind ... Obwohl auf allen Seiten Frauen sexuell mißbraucht wurden, sind doch die meisten Opfer muslimische Frauen und die meisten Täter Mitglieder der serbischen Kampftruppen.« Und Wolfgang Pohrt, dem Vergewaltigung nur ein vergleichsweise harmloses Vergehen zu sein scheint, sei auch die weitere Lektüre des Amnesty-Berichts empfohlen: »Vergewaltigung durch Militär und Polizei ist Folter durch Verletzung grundlegender Menschenrechts-Standards – es ist außerdem ein schwerer Verstoß gegen die Genfer Konvention von 1949 und verletzt das Minimum an menschlichen Standards, die im Artikel 3 dieser Konvention formuliert sind.« Schlimm genug, daß das offensichtlich noch erwähnt werden muß.

Trotzdem hat Wolfgang Schneider in vielem recht: Religiöser Hokuspokus, völkische Argumentationen, Quistorp-Quatsch – das alles gibt es in der Jugoslawien-Debatte, und gar nicht mal so wenig. Aber was hat es für einen Erkenntniswert, wenn festgestellt wird, daß Rita Süssmuth, Eva Quistorp, Hanna Renate Laurien und Jutta Limbach ihren Frieden »mit der imperialistischen Weltordnung« gemacht haben? KONKRET hat seinen Frieden mit der patriarchalen Weltordnung geschlossen – na und? Die Brisanz gewönne der Vorwurf, jetzt »Frieden« geschlossen zu haben, wenn er sich gegen Feministinnen richtete, die bisher etwas anderes vertreten haben, wenn nachzuweisen wäre, daß das Engagement gegen Vergewaltigung ganz selbstverständlich Imperialismusbefürworterinnen schafft.

Das von Schneider erwähnte, aber kaum beschriebene ominöse Kollektiv der »grünen Feministinnen« ist derzeit aber, wie ein Blick in z.B. den zitierten »Scheherazade«-Rundbrief Nr. 4 (und erst recht bei Lektüre anderer, schwerer zugänglicher Flugblätter) vor Augen führt, mit ganz anderem beschäftigt, als Frieden mit irgendwem, geschweige denn mit einer Weltordnung zu schließen. Beispielsweise hat ein Plenum »Internationale Frauenlobby Hamburg / Bündnis gegen Vergewaltigung, Krieg und Nationalismus in Ost und West« einen von mehreren Dutzend feministischer Projekte und Politikerinnen (darunter auch grüne) unterzeichneten Aufruf verfaßt, der gegen den von Lea Rosh initiierten Kongreß »Internationale Frauen-Solidarität« argumentiert – und der sich scharf gegen jede Form von Instrumentalisierung der Anti-Vergewaltigungs-Kampagne durch wie auch immer geartete nationalistische Gruppen verwahrt. Gefordert wird nicht etwa eine kriegerische Intervention, sondern die Öffnung der bundesdeutschen Grenzen für Flüchtlinge, die Anerkennung von Vergewaltigung und anderer frauenspezifischer Verfolgung als Asylgrund und und und. Irrelevante Minderheiten? So irrelevant wie »Feministinnen« in diesem Land nun mal sind – aber sicher ist dieser Aufruf Ausdruck eines politischen Diskurses, der auch die Mehrzahl der Texte im »Scheherazade«-Rundbrief charakterisiert: Es wird versucht, eine feministische, antinationalistische Politik zu entwickeln, die, und das vor allem unterscheidet sie auffällig vom Diskurs vieler linker Männer, gleichzeitig praktische Konsequenzen zeitigen soll. Denn anders als es in KONKRET scheint, geht es in der Kontroverse um das Verhalten zu Jugoslawien nicht um eine abstrakte Auseinandersetzung, eine, in der Zeit keine Rolle spielt und Handeln eh nicht gefragt ist.

Sechs Projekte, vom »Zentrum für im Krieg vergewaltigte Frauen« über eine »gynäkologische Erstversorgungseinrichtung« bis zur »Den Winter überleben«-Kampagne werden im »Scheherazade«-Rundbrief vorgestellt. Die »Internationale Frauenlobby« hat einen Konvoi nach Bosnien organisiert und bereitet einen zweiten vor. Ähnliche Projekte gibt es, meines Wissens ausnahmlos von Feministinnen (und ein paar Kirchengruppen) getragen, in mehreren Städten. Über einzelne Projektbeschreibungen läßt sich und sollten wir diskutieren, trotz der antinationalistischen Zielsetzungen passen viele Zwischentöne gut, zu gut in den herrschenden Kriegstreiber-Diskurs. Aber eine Kritik, die verkennt, daß die grundsätzliche Orientierung mit den völkischen Tiraden in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung für Deutschland« (die zu Golfkriegszeiten von Wolfgang Pohrt ausdrücklich als bestes Presseorgan gelobt wurde) nichts zu tun

hat und den Intentionen von weiten Teilen der patriarchalen politischen Klasse in diesem Land prinzipiell widerspricht, disqualifiziert sich selbst.

Die Frage der militärischen Intervention spielt in dieser feministischen Auseinandersetzung so gut wie keine Rolle – und das mit guten Gründen: Es ist eine, so oder so, aufgezwungene, von feministischer und linker Seite nicht zu steuernde Debatte, die an den realen (und geäußerten) Interessen potentieller Bündnispartnerinnen in Ex-Jugoslawien, den Interessen der antinationalistischen Opposition, deren Existenz und Positionen nicht nur KONKRET gerne verschweigt, vorbeigeht.

Der Vorstoß von Claudia Roth, ihre dezidiert gegen die Militarisierungs-Politik der Bundesregierung gerichtete und deswegen von Eva Quistorps Haltung deutlich zu unterscheidende Argumentation, zeigen das Dilemma: Solange keine präzise Vorstellung von dem existiert, was in Jugoslawien betrieben wird, gerät das Plädoyer für den Einsatz internationaler Gewalt in schwummerige Nähe zur bundesdeutschen Regierungspropaganda. Wieder einmal erweist sich die schwache Trennschärfe linker (und feministischer) Politik als Mangel mit gravierenden Konsequenzen: Wenn ein brutal geführter, verlustreicher Bürgerkrieg zwischen mehreren Parteien, werde er nun von Freischärlern oder von regulären Truppen geführt, vom Völkermord der Nationalsozialisten an Juden, Roma und Sinti sprachlich nicht mehr unterschieden wird, kommt mensch auch dazu, gleiche Forderungen zur Beendigung des Gemetzels zu erheben. Gleichzeitig wird aus Claudia Roths Position, und das scheint mir charakteristisch für diejenigen, die bezogen auf Jugoslawien Lehren aus der Niederschlagung des deutschen Faschismus anwenden wollen, deutlich, daß ihnen trotz allem vage bewußt ist, daß es einen Unterschied schon gibt: Deswegen sollen Polizeiformationen, nicht Militärs, den Lager-Befreiungs-Kampf führen und die Kriegsverbrecher festnehmen. Daß das nicht sonderlich realpolitisch und militärtaktisch gedacht ist, sollte für die Kritiker dieser ratlos wirkenden »Nie wieder Krieg – Nie wieder Faschismus«-Position kein Grund sein, sich beruhigt über das eigene, besser funktionierende, Einschätzungsvermögen zurückzulehnen.

Voraussetzung dafür wäre das Wissen um die Realität in den Bürgerkriegs-Gebieten: Gibt es Internierungslager, und wie sind die Bedingungen dort? In welchem Ausmaß werden sie betrieben? Welchen Stellenwert hat eine rassistische Bevölkerungspolitik für die kriegführenden Parteien? Wird systematisch vergewaltigt und gefoltert? Wie konsequent wird die »ethnische Säuberung« betrieben?

Auf diese Frage gibt es aber keine ausreichend dokumentierten Antworten – und bedrückenderweise auch kaum jemanden, der oder die sie engagiert fordert. Das ist fatal, weil davon die Beantwortung der Frage abhängt, ob und inwieweit die verschiedenen Seiten, vor allem die kroatische und die serbische, von faschistischen Strukturen und Taten geprägt sind: Das ist ja nicht schon deswegen ausgeschlossen, weil die Bundesregierung gegen die Serben diplomatisch und politisch zu Felde zieht. Faschismus wiederum kann durchaus mit Waffengewalt bekämpft werden – ob wir uns dafür engagieren sollen, ob eine (von den USA oder der Uno betriebene) Militärintervention sinnvoll ist, weil es andere, aussichtsreichere Wege nicht gibt, ist dann eine taktische, keine prinzipielle Frage. Sie zu stellen bedarf aber einiger Gewißheit – einer Gewißheit übrigens, die tunlichst nicht, wie vor dem Golfkrieg, vorwiegend aus westlichen Geheimdienstquellen und gezielt gestreuten Falschmeldungen schöpfen sollte.

Wolfgang Schneider unterstellt in seinem Artikel, der nicht durch Analyse, sondern durch seine geschickte Montage wirkt, die aus einzelnen Zitaten gerne generalisierende Schlüsse zieht, »die Feministinnen«, die sich zu Jugoslawien artikulieren, hätten »Vorstellungen vom Zusammenleben der Bevölkerungsgruppen in Bosnien, wie sie die Nazis mit Blick auf die Juden entwickelten...«. Wolfgang Pohrt plädiert auf der darauf folgenden Seite, mann ist ja Provokateur, für die Militärdiktatur in Deutschland als dem kleineren Übel. KONKRET hat sich, gerade in den letzten Jahren, als Zeitung, in der die antinationale Opposition, die, so gut es geht, gegen die Faschisierung der deutschen Gesellschaft anschreibt, ihren Platz findet, einen Namen gemacht. Aktuell geraten maßgeblichen ihrer Autoren die historischen Dimensionen und Begrifflichkeiten vollends aus den Fugen, die antinationale Orientierung wird zur Fixierung, der alles vordringlich ein deutsches Problem zu sein scheint, die Kritik verkommt zur Entlarvung, die politische Intervention entpuppt sich als Denunziation, und, am schlimmsten, die Erinnerung an das Verbrechen des Nationalsozialismus und seine Brisanz für heute wird instrumentalisiert und führt so zu einer Entsorgung der deutschen Geschichte ganz eigener Art: Der »Polemikerstreit« – ein rechtes Trauerspiel.

Oliver Tolmein ist Autor des Buches »Herr P. und die Bombe – Vom Krieg der Polemiker«, Konkret Literatur Verlag

Konkret 04/93, S. 18

Wolfgang Schneider

A□ fkl□ r□ ng □ nd Propaganda
Das □ age Be□ □ □ tsein

Ne□ es □ om Neben□ iderspr□ ch: In KONKRET 3/93 hat Wolfgang Schneider die T□ tigkeit einer linksalternati□ en Kriegspropagandakompanie beschrieben, die □ nter A□ sn□ t□ □ ng der im j□ gosla□ ischen B□ rgerkrieg □ erge□ altigten mit □ □ lkischem Vokab□ lar a□ ch die De□ tschen □ ieder □ □ den Waffen r□ ft (□ De□ tsche Fra□ en an die Front□). In se Entgegn□ ng □ irft Oli□ er Tolmein Schneider eine Verharmlos□ ng der Massen□ erge□ altig□ ngen □ nd die Instr□ mentalisi Erinner□ ng an den Nationalso□ ialism□ s □ □ ecks Entsorg□ ng der de□ tschen Geschichte □ or. Schneider ant□ ortet Tolm

Es ist eine nicht alltägliche Zumutung, sich auf einen Streit einlassen zu sollen, dessen eine Partei ihr Gegenüber nicht mal zur Kenntnis zu nehmen vermag und – mit nichts als den eigenen fixen Ideen beschäftigt – Argumentation grundsätzlich nur fingiert. Aber weil, was da geschieht, zum einen wohl symptomatisch ist für den kläglichen Zustand, in dem sich Wahrnehmungs- und Reflexionsvermögen eines Gutteils der deutschen Restlinken mittlerweile befinden, und weil zum anderen Oliver Tolmein bis vor knapp zwei Jahren Redakteur und seither regelmäßiger Autor dieser Zeitschrift gewesen ist, die er nun als *Männer-Magazin** beschimpft, muß wohl auch das noch sein.

Wie funktioniert Tolmeins Text? Er beginnt so: *Schon lange waren sich »Spiegel« und KONKRET nicht mehr so einig: »Deutsche Frauen an die Front«, resümierten die einen den feministischen Diskurs zu Jugoslawien, »bei den Grünen melden sich kriegerische Frauen zu Wort«, vermeldeten die anderen.* – Der einzige Zweck dieses Satzes ist es, »Spiegel« und KONKRET so nahe zusammenzurücken, daß von der schlechten Meinung, die KONKRET-Leserinnen und -Leser von dem deutschnationalen Nachrichten-Magazin haben (sollten), ein wenig auch auf KONKRET übertragen wird. Dabei ginge es doch zunächst um die schlichte Frage, ob der in beiden Magazinen behauptete Sachverhalt den Tatsachen entspricht oder nicht, ob es also unter Feministinnen, Linksintellektuellen und Grünen Frauen gibt, die eine Militärintervention auf dem Balkan fordern. Das aber kann auch Tolmein nicht bestreiten. Was also soll der denunziatorische Unterton dieses Satzes? Der im übrigen eine falsche Information enthält: Keineswegs habe ich in meinem Beitrag *den feministischen Diskurs zu Jugoslawien* resümiert. Ich habe anhand einiger öffentlicher Äußerungen, die zwar zumeist, aber nicht nur von Frauen, geschweige denn nur von Feministinnen stammen, die Tätigkeit einer linksalternativen Kriegspropagandakompanie beschrieben, die auf dem Balkan ihre Verantwortung für die weltweite Durchsetzung der Menschenrechte entdeckt hat und die nun unter Ausnutzung der im dortigen Bürgerkrieg vergewaltigten Frauen und mit völkischem Vokabular auch die Deutschen wieder zu den Waffen ruft. Man lese nach.

Tolmein fährt fort: *Als Kronzeugin diente beiden vor allem die grüne Europa-Abgeordnete Eva Quistorp – schon lange als peinliche Persönlichkeit unter der Rubrik »erledigte Fälle« in Vergessenheit geraten, ermöglichten ihr ein paar publicityträchtige Worte und Unterschriften für einen Militäreinsatz in Jugoslawien den steilen Aufstieg zur »nach Petra Kelly wohl prominentesten Vertreterin der deutschen Friedensbewegung« (KONKRET). Prominent ist, wen wir dazu machen.* – Die Passage enthält eine weitere falsche Behauptung und zwei politische Dummheiten. Weder KONKRET noch der »Spiegel« (Nr. 8/93) stützen sich in ihrer Darstellung *vor allem* auf Eva Quistorp, schon gar nicht als *Kronzeugin*. In meinem Beitrag stehen der grünen Europa-Abgeordneten gleichberechtigt die Publizistin und Leiterin des NDR-Landesfunkhauses Hannover, Lea Rosh, die Hamburger GAL-Bürgerschaftsabgeordnete Conny Jürgens und der »Cap Anamur«-Chef Rupert Neudeck zur Seite; im »Spiegel« tun dies Claudia Roth, Waltraud Schoppe, Ralf Fücks, Daniel Cohn-Bendit und ebenfalls Conny Jürgens. Die politische Dummheit aber des Versuchs, die Kritik am stetigen Fortschreiten der völkischen Vergemeinschaftung durch Reduzierung und Verharmlosung der daran Mitwirkenden zu entkräften (›bloß eine arme Irre‹), wird womöglich noch überboten durch Tolmeins Unvermögen, zwischen gesellschaftlich relevanten Vorgängen und solchen zu unterscheiden, die außerhalb marginaler Gruppen keine Rolle spielen. Niemand wird bestreiten, daß die Schaffung einer *gynäkologischen Erstversorgungseinrichtung* für vergewaltigte Frauen ein sinnvolles Unternehmen ist, für die Auseinandersetzung mit jenen gesellschaftlichen Kräften aber, die die wiedergewonnene Souveränität der Deutschen zu einer militärisch abgesicherten außenpolitischen Offensive nutzen wollen – und das war nun mal mein Thema – , spielt es dennoch keine Rolle. Ganz anders als die Aufrufe und Statements der Rosh, Jürgens, Schoppe, Quistorp, Duve, Schwarz, Fücks oder Cohn-Bendit, die eben »prominent« sind allein deshalb, weil sie die Möglichkeit haben (und nutzen), durch öffentlichkeitswirksame Artikulation ihrer Überzeugungen dem Vaterland weitere Gefolgschaft zu sichern.

Tolmein fährt fort: *Daß KONKRET dafür schlecht findet, was dem »Spiegel« gut erscheint, der westliche Kriegseinsatz gegen die Serben, ist in diesem Fall nur ein Nebenwiderspruch ...* – Es ist abenteuerlich: Der Rüge für die Übereinstimmung in der Feststellung eines nicht zu bestreitenden Sachverhalts folgt hier der dezente Hinweis darauf, daß »Spiegel« und KONKRET diesen Sachverhalt diametral entgegengesetzt bewerten. Um nun seinen schönen Einstieg nicht allzu offensichtlich zu blamieren, degradiert Tolmein *in diesem Fall* die Diskrepanz zwischen Kriegsgegnern und

Kriegsbefürwortern zum *Nebenwiderspruch.* Was heißt *in diesem Fall?* Wäre es anders, handelte mein Beitrag nicht von Kriegsbefürworterinnen, sondern von Kriegsbefürwortern? Reklamiert Tolmein also für Frauen einen Bonus wegen politischer Unzurechnungsfähigkeit? Und angesichts welchen Hauptwiderspruchs wird die Auseinandersetzung um einen *westlichen Kriegseinsatz gegen die Serben* überhaupt zum *Nebenwiderspruch?* Tolmein fährt fort: *... in einem sind sich die beiden Männer-Magazine nämlich wieder einig: Was die Feministinnen diskutieren, was in Jugoslawien wirklich vor sich geht, ist herzlich egal ...* – Wir lernen: Der Hauptwiderspruch ist die Einigkeit in der Hauptsache. Die Hauptsache ist das mangelnde Interesse an dem, was Feministinnen diskutieren. Verglichen mit diesem Desinteresse ist Kriegspropaganda eine läßliche Sünde. Aber hat Tolmein mir nicht gleich im ersten Satz vorgehalten, ich hätte *den feministischen Diskurs zu Jugoslawien* resümiert? Müßte ich ihn zu diesem Zweck nicht wenigstens zur Kenntnis genommen haben? Es ist das alles ohne jeden Sinn und Verstand.

Geht aber gerade deshalb munter so weiter: Leicht ließe sich Stück für Stück des Tolmeinschen Textes in der hier angedeuteten Form kommentieren. Es gibt – sieht man von jenen Passagen ab, in denen er seinem Gegenüber recht gibt – kaum einen Satz darin, der nicht entweder eine unrichtige Tatsachenbehauptung, ein gefälschtes Zitat, eine Unterstellung, eine politische Dummheit, ein Schein-Argument und/oder Aussagen enthält, die nur bei flüchtiger Lektüre so wirken, als hätten sie mit dem, wogegen sie gerichtet sind, etwas zu tun. Ich beschränke mich auf einige Beispiele:

· KONKRET sei nicht *aus prinzipiellen Gründen* dagegen, *daß Feministinnen, Linksintellektuelle und grüne Realos zum Krieg rufen* – im Falle des 2. Golfkrieges habe *sich die Mehrheit der Redaktion selbst in die Reihen der deutschen Kriegsbefürworter eingereiht.* – Kennt Tolmein den völkerrechtlich bedeutsamen Unterschied zwischen einem Bürgerkrieg und dem militärischen Angriff auf einen souveränen Staat nicht, ein Unterschied, auf dem zu beharren zunehmend wichtig werden wird? Hat er tatsächlich vergessen, daß die bedingte Zustimmung zum Militärschlag der Alliierten gegen den Irak in KONKRET ausdrücklich als Ausnahme von der prinzipiellen Ablehnung militärischer Interventionen formuliert worden ist, als Ergebnis der Erwägung nämlich, »daß hier einmal aus falschen Gründen und mit falschen Begründungen das Richtige getan zu werden scheint« (H.L. Gremliza, KONKRET 3/91)? Warum suggeriert er, daß dabei Überlegungen zur *weltweiten Durchsetzung der Menschenrechte* eine Rolle gespielt hätten – wo er doch genau weiß, daß allein die existentielle Bedrohung Israels, von der damals jede/r hat ausgehen müssen, zu dieser Entscheidung führte?**

· Tolmein unterstellt, ich hätte unterschiedliche Angaben über das Ausmaß der Vergewaltigungen in Ex-Jugoslawien gegeneinandergestellt, um *tatsächliche Verbrechen* als »Greuelnachrichten« *abwerten zu können.* – Hier wird intellektuelles Unvermögen zu Unverschämtheit. Denn selbstverständlich habe ich nichts dergleichen getan. Ich habe vielmehr darauf hingewiesen, daß und wie hierzulande mit völlig willkürlichen Berichten über die Verbrechen im Kriegsgebiet Schindluder getrieben und Stimmung gemacht wird – von Leuten, die sich beispielsweise ihre Lust auf eine phantastische Menge vergewaltigter und geschwängerter Frauen durch präzisere, also niedrigere, Rechercheergebnisse nicht trüben lassen wollen. Daß Tolmein in diesem Zusammenhang jemandem, der das kritisiert, vorwirft, an *korrekten Zahlen* nicht interessiert zu sein, ist nur noch albern. Seine Formulierung aber, aus den widersprüchlichen Angaben werde in KONKRET *stillschweigend geschlossen,* daß die *unbestritten* massenhafte Vergewaltigung im jugoslawischen Bürgerkrieg *ein überschätztes Phänomen* sei, verrät, daß es dafür in KONKRET auch nicht den kleinsten Hinweis gibt.

· Die »Frauenaktion Scheherazade«, schreibt Tolmein, habe mit der Nachricht von *mehreren hunderttausend* vergewaltigten Frauen keineswegs *Stimmung (ge)macht.* Sie hat sie bloß verbreitet. Nicht im Editorial ihres Vereinsblattes – das hatte auch niemand behauptet – , sondern in seinem Aufmacher, der den Untertitel »Vergewaltigungen im Krieg« trägt. Der Satz, auf den ich mich bezog, lautet: »Mehrere Hunderttausende von Frauen wurden im Verlauf dieses Krieges in Kroatien und Bosnien vergewaltigt und werden es immer noch.« Dann ist von der »Kriegsstatistik« die Rede, in die Vergewaltigungen und Tötungen von Frauen nicht aufgenommen würden. Ein Mißverständnis ist hier kaum möglich, zumal die von Tolmein angeführten *Recherchen der Notruf-Gruppen* erst zwei Seiten später auftauchen und sich ausschließlich auf die Städte Zagreb und Belgrad beziehen. Belgrad aber liegt nun mal weder in Kroatien noch in Bosnien. Wie immer man da also auch rechnet, die genannte Zahl bleibt ein horrender Unfug. Was Tolmein zumindest nicht ausschließen mag – böte er sonst einen *Übersetzungsfehler* (aus dem Englischen!) als Erklärung an? Was aber bedeutet es, wenn hierzulande politische (und militärische) Entscheidungen auf der Grundlage von Angaben gefordert werden, die sich von Übersetzungsfehlern nicht mehr unterscheiden lassen?

· In meinem Beitrag habe ich den Amnesty-Bericht über »Vergewaltigungen und sexuellen Mißbrauch durch bewaffnete Kräfte in Bosnien-Herzegowina« zitiert, der darauf hinweist, daß es eine »offene Frage« sei, »ob politische und militärische Führer Vergewaltigung explizit als Waffe gegen ihre Gegner eingesetzt haben« (eine Frage übrigens, die für mögliche Kriegsverbrecherprozesse von großer Bedeutung ist). Nun belehrt mich Tolmein darüber, *daß diese »Offenheit« durchaus nach zwei Seiten hin Bedeutung hat* – also offen ist. Heilige Einfalt!

· Tolmein zitiert aus dem Amnesty-Bericht die Feststellung, daß Vergewaltigungen durch Militärangehörige während eines Krieges Menschenrechte verletzen und *»einen schweren Verstoß gegen die Genfer Konvention von 1949«* darstellen. Er fügt hinzu: *Schlimm genug, daß das offensichtlich noch erwähnt werden muß.* Vollkommen richtig. Nur ist KONKRET der

falsche Adressat für diese Ermahnung. Hat Tolmein die zahlreichen Aufrufe und Flugblätter von Frauengruppen nicht zur Kenntnis genommen, in denen die Ächtung der Vergewaltigungen im Krieg als Kriegsverbrechen und ihre Aufnahme in die Genfer Konvention gefordert werden? Hat er noch nie darüber nachgedacht, was es für den Zustand einer politischen Bewegung besagt, wenn diese für längst erfüllte Forderungen mobil macht, genauer: für Forderungen, von denen sie nicht mal weiß, daß sie längst erfüllt sind?

· *Das von Schneider erwähnte, aber kaum beschriebene ominöse Kollektiv der »grünen Feministinnen« ...* – wird von Schneider weder erwähnt noch auch nur kaum beschrieben; es kommt in seinem Text schlicht nicht vor – *... ist derzeit ... mit ganz anderem beschäftigt, als Frieden mit ... irgendeiner Weltordnung zu schließen.* – Was soll der Quatsch? Die von mir gemeinten »grünen Feministinnen« – Schoppe und Quistorp beispielsweise – sind eben derzeit genau damit beschäftigt. Andere mögen anderes tun. So what?

· *Wolfgang Pohrt plädiert ... für die Militärdiktatur in Deutschland als dem kleineren Übel.* – Das ist zwar vollkommener Blödsinn, aber doch immerhin in grammatisch interessanter Form.

· *Wolfgang Schneider unterstellt in seinem Artikel ..., »die Feministinnen«, die sich zu Jugoslawien artikulieren, hätten »Vorstellungen vom Zusammenleben der Bevölkerungsgruppen in Bosnien, wie sie die Nazis mit Blick auf die Juden entwickelten...«* – Auch das ist nicht wahr: *»Die Feministinnen«,* die Tolmein hier als Zitat präsentiert, kommen in meinem Beitrag nicht vor. Und die angeführte Textstelle lautet im Zusammenhang: »Die Annahme eines Genozids durch erzwungenen Geschlechtsverkehr und gewaltsame Schwängerung ... impliziert Vorstellungen vom Zusammenleben der Bevölkerungsgruppen in Bosnien, wie sie die Nazis mit Blick auf die Juden entwickelten, denen sie nachsagten, sie wollten mittels Schwängerung deutscher Frauen die ›arische Rasse‹ zersetzen.« Dann verweise ich auf Rupert Neudeck, der in einem Gespräch mit Lea Rosh die Muslime eine eigenständige »Rasse« genannt und von der »Vergewaltigung eines ganzen Volkes« geredet hatte. Daß Feministinnen im Zusammenhang einer Aussage, die Frauen und Männer gleichermaßen meint – nämlich insofern sie völkisches Gedankengut verbreiten – , nicht eigens hervorgehoben wurden, sollte selbst Tolmein nicht dazu verleiten, anderer Leute Texte zu verfälschen. Er ist dabei jedoch nicht stehengeblieben. Am Ende seiner Entgegnung wirft er all denen, die in den hiesigen Beschreibungen des Krieges in Ex-Jugoslawien Momente einer Neuauflage völkischen Denkens entdecken, vor, damit *die Erinnerung an das Verbrechen des Nationalsozialismus* zu *instrumentalisieren* und *so zu einer Entsorgung der deutschen Geschichte ganz eigener Art* beizutragen. Während Neudeck, Reißmüller und Zülch sie doch wenigstens warm halten?

Gibt es für all das eine Erklärung? Zumindest gibt es einen Fingerzeig: Denjenigen, die – wie etwa die grüne Europa-Abgeordnete Claudia Roth – *bezogen auf Jugoslawien Lehren aus der Niederschlagung des deutschen Faschismus anwenden wollen,* attestiert Tolmein, *daß ihnen trotz allem vage bewußt ist, daß es einen Unterschied schon gibt* – zwischen der nationalsozialistischen Völkermordpraxis und dem, was auf dem Balkan geschieht. *Vage bewußt* – in dieser Floskel wird das ganze Elend eines politischen Engagements offenbar, das es grundsätzlich nicht so genau, sich dafür aber um so wichtiger nimmt. Das vage Bewußtsein gebar den Vorschlag einer Polizei- anstelle einer Militärintervention auf dem Balkan. Das vage Bewußtsein prägt aber auch den Tolmeinschen Text, ein extremes Beispiel schlampigen Denkens. Es prägt ihn so gründlich, daß es kein Wunder ist, wenn gerade da, wo er *das Wissen um die Realität in den Bürgerkriegs-Gebieten* beschwört, jene sprachliche Wendung auftaucht, in der das vage Bewußtsein seinen idealtypischen Ausdruck gefunden hat.

Unter dem Stichwort »Wissen um...« hat Dolf Sternberger im »Wörterbuch des Unmenschen« die »Darumwisser« wie folgt charakterisiert: »Aus dem ungeheuren Zuwachs an Geheimnissen wie aus dem Siegeszuge des Darumwissens spricht eine Art von erhabener Timidität, ... eine Selbstentmannung des erkennenden Geistes. Sein Licht scheint trübe vor so viel Dunst. Die nichts Bestimmtes und nichts auf bestimmte Weise wissen, machen uns doch weis, sie seien nur um so tiefer eingeweiht. Sie sind nicht Unmenschen von der gewaltsam tätigen, sondern eher von einer ... zugleich verblasen hochmütigen und hochmütig verblasenen Art. Das Darumwissen drückt jene nichtsnutzige Sentimentalität aus, die sich nicht selten und nicht ungern mit der ehrfurchtslosesten Brutalität zu paaren vermag. Denn die Gegenstände des Darumwissens sind so wolkig, daß sie zu rein gar nichts verpflichten. ... Das Darumwissen ist das sprachliche Merkmal einer Ersatzreligion wie einer Ersatzwissenschaft. Der Mensch aber muß an so viel falschem Qualm ersticken.«

Die antinationale Orientierung wird zur Fixierung, der alles vordringlich ein deutsches Problem zu sein scheint, schreibt Tolmein gegen *maßgebliche* Autoren von KONKRET. Und wir sehen das vage Bewußtsein bei der Arbeit. »Nie wieder Deutschland!«? Es war wohl doch alles nicht so gemeint.

*Alle kursiven Passagen stammen aus Tolmeins Text

**Oliver Tolmein war damals Redakteur bei KONKRET. Da sein Ausscheiden aus der Redaktion von interessierter Seite – hier vom Autonomen Zentrum Marbach – mittlerweile als Aufstand des Gewissens gegen »die Pro-Kriegshaltung von

Gremliza« gehandelt wird, soll noch einmal zitiert sein, was in KONKRET 5/91 mit Tolmeins Zustimmung zu lesen war: daß er gekündigt habe, »nachdem er sich in der seit langem währenden Diskussion der Redaktion über die politische und sprachliche Qualität einiger Autoren und ihrer Manuskripte nicht hatte durchsetzen können«.

Konkret 04/93, S. 21

Karl Held

Buch des Monats: Diplomatie der verlogensten Form

Michail S. Gorbatschow: Gipfelgespräche. Geheime Protokolle aus meiner Amtszeit. Rowohlt Verlag Berlin, 1993, 352 Seiten, 36 Mark

»Geheime Protokolle aus meiner Amtszeit« – verspricht der Untertitel und verheißt den Sitz in der ersten Reihe, direkt am Schlüsselloch, durch das man in die Weltpolitik linst. Die wurde ein ganzes Jahrfünft von einem Herrn Gorbatschow maßgeblich mitgestaltet, woraus eben dieser Politiker die Pflicht ableitet, seine »Gipfelgespräche« schleunigst der Öffentlichkeit, der schwarz-rot-goldenen zumal, vorzulegen. Damit das Publikum die gewichtigen diplomatischen Leistungen nicht mißversteht und an gewissen Formalitäten des internationalen Dialogs keinen Anstoß nimmt, beugt der Autor vor. Er rahmt die Zeugnisse seiner Regierungs- und Verhandlungskunst – »Ich denke, wir haben ein nützliches Gespräch geführt«, »Ich freue mich außerordentlich, daß wir dieses Gespräch geführt haben...« – durch eine persönliche Würdigung der eigenen Leistungen ein. Sein Werk und er selbst geraten da zum historischen Großereignis; dessen Bedeutung steigt proportional mit der Bereitschaft des Autors, seine Taten ums Verrecken nicht daran zu messen, *was er angerichtet hat.* Der Mann ist schlicht stolz darauf, mit seinem »neuen Denken« die Staatsraison des »realen Sozialismus«, das System, das er »Stalinismus« und »Post-Stalinismus« nennt, *weggeputzt* zu haben. Was er *hervorgebracht* hat mit seiner Tätigkeit, die schließlich eine Staatsmacht größeren Kalibers beseitigt hat, verbucht er als eine Ansammlung tragischer Folgen, die er bescheiden anderen in die Schuhe schiebt und mit seinem Aufbruch einfach nicht in Verbindung bringt. Er bedauert den mörderischen Nationalismus der ehemaligen Sowjetrepubliken zutiefst und liefert ein Sittenbild des vom Kommandosystem befreiten Rußland: »Statt Stabilisierung mit anschließendem allmählichen Aufschwung, die man dem Volk versprochen hatte, Inflation, die jeden Moment in eine Hyperinflation umschlagen kann. Durch den Rückgang der Industrieproduktion droht ganzen Bereichen der Wirtschaft der völlige Zusammenbruch. Die Lenkung der ökonomischen Prozesse ist außer Kontrolle geraten. Der Lebensstandard der Bevölkerung hat sich in einer seit dem Krieg nie dagewesenen Weise verschlechtert. Arbeitslosigkeit ist entstanden, die seit über sechzig Jahren in unserer Gesellschaft unbekannt war. Die Rentner, die sozial schwächste Schicht der Bevölkerung, haben innerhalb von wenigen Tagen ihre Ersparnisse verloren. Die Inflation hat ihr Geld zu Makulatur werden lassen. Sozialversicherungen und Gesundheitswesen, Bildung und Kultur sind in einem erbärmlichen Zustand. Selbst für das russische Staatswesen besteht eine reale Gefahr.«

Nichts jedoch liegt dem Mann ferner als eine Prüfung *der* Sorte praktischer Kritik, die er – kraft seines Amtes (!) – am realsozialistischen Laden vollstreckte. Er, der angesichts des immer wieder geäußerten Verdachts, als Zögling des Parteiapparats könne er nur die Fortsetzung des Bösen mit anderen Mitteln im Sinne haben, stets energisch dementierte; er, der an die Spitze der von ihm für pervertiert gehaltenen Staatsmacht »kommmen mußte«, um sie zu zerschlagen; er, der auf die Urheberschaft jenes Ungetüms einer »Revolution von oben« so merkwürdig viel Wert legt, distanziert sich bedauernd und warnend vom Elend, das seine Staats- und Wirtschaftserneuerung auf den Weg gebracht hat. Und wie in den ersten Tagen seines »neuen Denkens« zitiert er die »Betroffenen«, um das »Staatswesen« selbst in den Status eines Opfers zu versetzen.

Die pflichtschuldige Kundgabe seiner Unzufriedenheit darüber, daß aus der Nation, die er retten wollte, einfach kein blühendes Gemeinwesen mit Ordnung und Reichtum geworden ist, ergänzt er um eine Befürchtung, die er um sich und seinen Ruf als Erneuerer hegt: »Unter diesen Bedingungen mehren sich die Anzeichen dafür, daß allein schon die Idee einer Reformierung der Gesellschaft in Mißkredit geraten ist. Enttäuschung macht sich breit hinsichtlich solcher Werte wie Demokratie, Pluralismus und Pressefreiheit. Und das führt auch zu Eingriffen in diese Freiheit. Unglaube an die Prinzipien der Marktwirtschaft, Zweifel an ihrer Fähigkeit, einen Ausweg aus der Krise zu garantieren, greifen um sich. In der Marktwirtschaft sieht man nur noch ein Mittel zur Bereicherung weniger und zur Verarmung vieler.«

Der Herr Reformator ist enttäuscht darüber, daß der Glaube an den Kapitalismus, mit dem er der Sowjetunion nach westlichem Vorbild eine neue Machtgrundlage verpassen wollte, zu wenig Anklang findet. Und der Leser wundert sich, woher ein Mensch, der sich unablässig auf die »Realität« beruft, seine Ansichten über die »Fähigkeiten« der Marktwirtschaft bezieht. Daß dieses sagenhafte Patent für politische Ökonomie ausgerechnet beim Einzug ins russische Reich der Plankennziffern ganz vielen zur Bereicherung verhelfen würde; daß der Maßstab des Geldes, wie er auf dem Weltmarkt regiert, ausgerechnet der von Gorbatschow der Minderwertigkeit und Rückständigkeit geziehenen russischen Produktion das Prädikat »wertvoll« ausstellen könnte – daran glaubt eben nur ein Ausnahmeathlet. Einer, der politische Ökonomie mit den Vokabeln »Stagnation« und »Effizienz« betreibt und *die* Effizienz, die er mag, auch aufsagt: »Das erneuerte und folglich ökonomisch gesundete Rußland wird seine Rolle in der Welt, im gesamten System der internationalen Beziehungen wiedererlangen.«

Das soziale Herz dieses Nobelpreisträgers schlägt für die Leistungen, die der demokratisch verwaltete Kapitalismus für die Beziehungskiste erbringt, die auch im Allunionswörterbuch einmal »Imperialismus« hieß. Schade nur, daß die staatlichen Vorbilder des Michail Gorbatschow im Westen weder von ihren ökonomischen Kalkulationen her noch aufgrund ihrer

politischen »Weltordnungs«-Ansprüche bereit sind, das Sonderangebot wahrzunehmen, das da aus russischen Breiten vernehmlich wird. Wo Gorbatschow »riesige ungenutzte Vorräte an wertvollen Bodenschätzen« anpreist, die »qualifizierten Arbeitskräfte« der sowjetischen Erbmasse empfiehlt und »ein mächtiges Produktionspotential« in Aussicht stellt, verhalten sich seine Partner aus den Hochzeiten der Perestroika-Diplomatie ziemlich reserviert. Er weiß eben auch nicht, wie Imperialismus geht. Diese schicke Kombination aus Benützung und Kontrolle anderer Nationen ist mit der Aus- und Aufrüstung der Nachfolger des Hauptfeindes zu neuen Konkurrenten nämlich nicht vereinbar.

Dennoch: Auch die ausbleibende Honorierung der weltpolitischen Leistung, die Gorbatschow zugeschrieben werden muß – er hat in der Erwartung einer Lizenz für sein Land, in den Kreis der effektiven Weltmächte aufzurücken, die Systemkonkurrenz beendet – , läßt diesen Mann nicht verzweifeln. Daß er aus dem schlecht und recht funktionierenden ökonomischen Apparat der Weltmacht SU eine Katastrophenlandschaft herbeiregiert hat – im Westen ginge solches als hochverräterische Verzichtspolitik in die Annalen einer Nation ein – kratzt sein Selbstbewußtsein weniger an als die Lebensmittelversorgung in seiner Heimat. Stolz traktiert er die Leser mit Antworten auf »persönliche Fragen«, die höchstens den in der Kammerdienerperspektive bewanderten Journalisten aus dem Reich der Meinungsfreiheit einfallen: »Habe ich mich als Mensch und als Politiker in den vergangenen Jahren der großen Arbeit und der großen Prüfungen verändert?«

Klar, daß er sich »mit der Perestroika verändert« hat! Er hat ja so viel gelernt und »Scheuklappen« abgelegt, und in bester Gesellschaft hat sich der eitle Fratz deswegen herumtreiben dürfen: »Meine Mitwirkung an der Weltpolitik, die Zusammenarbeit mit den wichtigsten Staatsmännern unserer Zeit, der Kontakt zu Menschen, die die politische und intellektuelle Weltelite verkörpern, hat mir viel gegeben.«

Nach dieser Seite hin stimmt also der Ertrag. Und sonst? »Die zweite Frage lautete: Glaube ich, alles erreicht zu haben, und bin ich in dieser Hinsicht glücklich?« Auch diese Frage muß, da »nicht leicht«, unter gekonnter Absehung von der Qualität der kleinen Veränderungen, die er in der heimatlichen und Welt-Ordnung herbeigeführt hat, mit einer Antwort über seine Befindlichkeit bedacht werden, die einem die Socken auszieht: »Wenn man davon ausgeht, daß ich nicht nur an einer der größten Umwälzungen des 20. Jahrhunderts einfach teilnehmen konnte, sondern diesen Prozeß sogar anführte, dann kann man sagen, daß ich Glück gehabt habe.«

Der Mensch kann wahrlich von Glück sagen – weder in seiner Partei noch sonstwo im Vielvölkerstaat haben sich ein paar Kommunisten gefunden, die ihm das Schicksal des Anführers erspart hätten!

Bleibt noch zu würdigen, was die zwischen den der Selbstbespiegelung gewidmeten Gedanken eingebundenen Dokumente leisten. Vor allem belegen sie, daß der weltweit gefeierte Zusammenbruch des mißgestalteten »Riesenreiches« keiner Notwendigkeit der Art entsprang, wie sie die Siegertypen des Westens so beredt beschwören, seit es vorbei ist mit der SU. Zu diesem historischen Großereignis bedurfte es 1. schon einer Führung, die ihre Macht über Land und Leute darauf verwandte, den realsozialistischen Laden umzukrempeln. Und zwar so, wie es unter dem Titel »Hinter verschlossenen Türen« belegt ist. Nämlich 2. auf der Grundlage vorzüglicher ökonomischer Analysen, die mit Mangelerscheinungen, z.B. schlechter Brotversorgung, ins Gericht gehen und zu der Schlußfolgerung führen: »Das Volk ist an Schmarotzertum gewöhnt und nicht in der Lage, sein Geld zu zählen.« Oder: »Die Sache ist außerordentlich kompliziert.« Auch die Dialektik zwischen Kommando und Freiheit der Leistung ist da bemerkenswert: »Noch einmal zurück zu den Kontrollkennziffern. Sie müssen die Ausgangsposition bestimmen und die Dynamik gewährleisten. Sie müssen uns helfen, die Proportionen zu wahren und den Hauptkettengliedern der Produktion genügend Freiheit lassen. Ohne sie verlieren wir die Kontrolle über die Gesamtentwicklung. Aber wir dürfen nicht extrem mit ihnen umgehen, sie weder als Anlaß zum Bremsen oder zum Verzicht auf die Leitung betrachten.«

Das sitzt, ebenso wie das Gegenteil, ein paar Sätze später: »Die Kontrollkennziffern, ich sage es noch einmal (!), dürfen keine Direktive sein.« Von solchen vor Sachverstand triefenden Befunden ist es zwar nicht weit zu der Einsicht, daß, wer eine Produktion *planen* will, besser Abstand nimmt von einer Garnitur von »Planungs*instrumenten«,* die mit ihren stofflichen und geldlichen Vorgaben alles durcheinanderbringen. Für Gorbatschow, der zehnmal seinen überaus klugen Gedanken drucken läßt, daß »neue Probleme nicht mit alten Methoden« gelöst werden können, lag da aber etwas anderes näher. Der uralte Behelf mit der Produktivkraft »Moral« – »Wir müssen auch weiter darauf hinwirken, Ordnung und Disziplin zu wahren und die sozialistischen Werte wiederzubeleben. Das erfordert keine Investitionen, ist aber von prinzipieller Bedeutung« – tut für ihn ebenso gute Dienste wie die Besichtigung des Preises als Planungshebel, was auch eine solide Tradition hat: »Ohne angemessene Preise ist nichts zu machen, auch keine Zielvorgaben.«

Das führt den ersten Mann einer Gesellschaft, die er »sozialistisch« schimpft, zu ganz anderen Einfällen, etwa zu diesem: »Oder die Frage von Grund und Boden: In allen Ländern wird dafür gezahlt, besonders für Bauland, nur bei uns nicht.«

Und immer wieder zurück zum »mangelnden Ehrgeiz«, welcher eine »schreckliche Geißel« ist, so daß die Unart, das Geld als Hebel staatlicher Planung einzusetzen, dieselben Ergebnisse zeitigt wie schon die letzten Jahrzehnte auch; Ergebnisse, mit denen ein Staatsmann, der kein Berliner, aber »von Natur aus ein Reformer« ist, einfach nicht zufrieden sein kann: »In keinem Fünfjahresplan wird der Plan erfüllt, aber der Haushalt stimmt immer.« Und: »Der Plan wird erfüllt und übererfüllt, aber der Betrieb ist unrentabel.«

Da kommen ernste Fragen auf, die fast den Einbruch von Vernunft anzukündigen scheinen – »Warum nicht von der Bedarfsbefriedigung, vom Ziel ausgehen« – , aber dann doch nicht so gemeint sind: »Keinen weiteren Aufschub duldet die Frage der Preise«, sagt Gorbatschow im Politbüro ein paar Sätze später, muß aber auch die Seinen darauf hinweisen, was alles verkehrt laufen kann: »Der Vorteil der Kontrollziffern gegenüber der durchgängigen Planung kann sich, wenn er nicht klug genutzt wird, ins Absurde verkehren.« Usw.

Was der Blick hinter die verschlossenen Türen des Kreml da offenbart, ist dasselbe Karussell, das die realsozialistische Hebelökonomie in zig Lehrbüchern und Fünfjahresplänen, in Nöspls und anderen Reformvorhaben breitgetreten hat. Und in den flammenden Aufrufen an die »Kampfabteilungen« namens »Propaganda«, »Organisation« und »Wirtschaft«: »Ihr arbeitet nicht genug!« ist ebenfalls nichts Umwälzendes zu entdecken; es sei denn, man hält die aufgeregten Wiederholungen der Warnung, daß »Perestroika und Glasnost« in Gefahr seien, wenn die »wirtschaftliche Rechnungsführung« nicht hinhaut, für mehr als einen neuen Berufungstitel. Nur in einigen rhetorischen Fragen deutet sich das Ende der jahrelang praktizierten Contradictio in adjecto eines »geplanten Marktes« an. Ein Ende, dessen Vollzug von Gorbatschows Nachfolgern erledigt worden ist, und zwar zugunsten des Marktes, des echten, und polemisch gegen den Plan, der den Staatshaushalt auf keinen grünen Zweig kommen läßt: »Aber wer sagt denn, daß ihr hier im Gosplan besser wißt als die Betriebsleitungen, wieviel dieser oder jener Betrieb produzieren und verkaufen kann. Hemmen wir so nicht Initiative und Selbständigkeit?«

»Wie kann man schon vor Beginn des Planzeitraums die Größe des Gewinns bestimmen?« Daß es nicht übermäßigen Schwung in den Laden bringt, wenn der Staat in *Geld* gemessene *Gewinne plant,* wollen die Vollender der Perestroika eingesehen haben. Ihre Absage an diese Alternative zum Kapitalismus gilt freilich nicht dem Ärgernis, daß sich so keine Produktion planen läßt, die den gelobten Werktätigen Mühe erspart und den Reichtum der Gesellschaft, den sie herstellen, zur Verfügung stellt. Sondern allem Sozialistischem schlechthin; den Versuch, anders als auf kapitalistische Weise zu wirtschaften, haben sie eingestellt – so sehr hat es ihnen die Freiheit und Macht des Regierens angetan, die in den kapitalistischen Nationen auf der Grundlage eines funktionierenden Gegensatzes von Eigentum und Arbeit entgegenschlägt. Gorbatschow hat nun der lieben Welt die Dokumente vorgelegt, in denen er unter sorgfältiger Abwägung von Tempofragen und unter dem Titel »Perestroika« diesem Entschluß den Weg bereitet hat. Und bildet sich viel darauf ein.

Zweitens, und das belegen die Dokumente des Kapitels »Die großen Entscheidungen«, ist der Reformer in außenpolitischen Dingen denselben Weg gegangen. Da ist nachzulesen, wie Gorbatschow mit den Großen der Weltordnung so lange verhandelt, bis feststeht, welche Seite *Angebote* parat hat, die die andere nachfragt. Freilich muß gegen falsche Erwartungen betont werden, daß in diesen herzerfrischenden Dialogen nicht die jüngsten Händel um Geld und Gewalt der Geheimhaltung entrissen werden. So klar die großen Gewaltfragen – die Rüstungskonkurrenz und die Auflösung des Ostblocks – als Gegenstand der Gespräche sind, so herzlich zanken sich die Akteure um die ideologischen Abziehbilder ihrer wirklichen Gegensätze. Es ist *Diplomatie der verlogensten Form,* von jener Art, die dem Wort diplomatisch die Zusatzbedeutung berechnender Heuchelei verliehen hat.

Ein Eindruck drängt sich allerdings dem gar nicht geneigten Leser auf: Gorbatschow scheint sich viel darauf zugute zu halten, daß er an die Titel glaubt, unter denen seine Kontrahenten ihre Interessen vortra-gen. Reagiert er im Dialog mit M. Thatcher noch halbwegs zurechnungsfähig auf deren Erläuterung »westlicher Werte« und Regierungsdienste – er traut sich eine zarte Andeutung in Richtung Einmischungstitel – , verliert er schon im Zuge des Gesprächs mit diesem Kotzbrocken imperialistischer Arroganz jeglichen Halt: »Ich möchte bei Ihnen nicht den Eindruck erwecken, wir stelltendie Bedeutung der westlichen Demokratie grundsätzlich in Frage. Wir wissen den Beitrag der Bourgeoisie zum historischen Fortschritt angemessen zu würdigen. Sie hingegen erkennen den Beitrag des Sozialismus nicht an und sprechen ihm sogar das historische Existenzrecht ab.«

Man sieht, mit wie wenig Zugeständnissen ein anerkennungssüchtiger Realsozialist zufrieden ist. Im Gespräch mit Bush geht er dann gemeinsam mit Jakowlew schon weiter: »Wieso sind Demokratie, Offenheit und Markt ›westliche Werte‹?« So auf Mitverfügung über imperialistische Legitimationen erpicht, fällt es ihm auch nicht schwer, die »Verletzung von Menschenrechten« auswärts mit der »Zulässigkeit einer internationalen Einmischung« gleichzusetzen. Mit dieser glanzvollen Probe seiner Gelehrigkeit in Sachen »Neue Weltordnung« und ihren Eingreiftruppen macht er sich noch nach seiner Entmachtung zum Affen derer, denen mit der Schließung des sowjetischen Konkurrenzbetriebs nur noch ein Recht geläufig ist – das auf die unangefochtene Kontrolle der Staatenwelt. Genauso wie die Herrschaften aus den

imperialistischen Führungsnationen konstatiert er die Gefahren, die von einem neuen »übersteigerten Nationalismus« ausgehen. Allerdings mit dem Unterschied, daß seine Gesprächspartner sehr genau unterscheiden zwischen ihrem eigenen nationalen Recht und dem auf Benutzung und Aufsicht abonnierten Interesse aller anderen Nationalisten. Dieser Heini glaubt an ein »neues Niveau der Zusammenarbeit der internationalen Gemeinschaft«, in der seine Rechtsnachfolger schon längst als Stimmvieh für völkerrechtliche Auswärtsspiele notorischer Freiheitsexportnationen fungieren. So kann er sich nur wundern: »Doch ausgerechnet jetzt, da die gegenseitige Abhängigkeit in der Welt rapide zunimmt, betonen etliche Staaten und Völker ihre nationale Selbständigkeit und Identität.«

Tja, wenn sie gar nichts miteinander zu tun hätten, gäb's vielleicht auch keinen Streit um Geld und mit Gewalt! Und in gewissem Sinn geben ihm die westlichen Staatsmänner ja auch recht; über eine Lesart der Gleichung von Abhängigkeit und Friedenspflicht verfügen sie schließlich auch, wenngleich sie sich zu Herren des Kriegsrechts ernennen.

Den Gesamteindruck des ausgezeichneten Politikers rundet ein Gespräch mit dem Papst ab, in dem dieser für Gewissensfreiheit in der SU plädierte. Die müßte sich »auch auf Baptisten, Protestanten und Juden erstrecken. Das gleiche gilt auch für Moslems.« Darauf Gorbi: »Ja. Moslems sind für uns ein realer Faktor.«

Ja dann!

Karl Held ist verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift »Gegenstandpunkt«

Konkret 04/93, S. 28

Archiv für Sozialpolitik

Jeder ist uns der Nächste XV

Fünfzehnter Teil einer unvollständigen Chronik der Gewalttaten gegen Ausländer im wiedervereinigten Deutschland

Pressemitteilung des Bundesministeriums des Innern vom 6.2.93.

1992 wurden im Bundesgebiet 2.285 Gewalttaten mit rechtsextremistischer Motivation registriert. Gegenüber 1991 ist dies eine Steigerung um 54 Prozent. 17 Menschen darunter sieben Ausländer wurden dabei getötet.

Während von Anfang bis Mitte des Jahres monatlich um die hundert rechtsextremistische Gewalttaten registriert wurden, gab es im August eine Steigerung auf 228. Im September, kurz nach den Rostocker Krawallen, erreichte die Gewaltwelle mit 518 Straftaten ihren Höhepunkt und ebbte dann langsam ab.

Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg weisen mit 513 und 256 rechtsextremistischen Gewalttaten die höchsten Zahlen auf. An dritter Stelle folgt Brandenburg (229). Auf je 100.000 Einwohner bezogen, ergibt sich für Nordrhein-Westfalen eine Verhältniszahl von 3.0, für Mecklenburg-Vorpommern 9.5, gefolgt von Brandenburg mit 8.8. Die neuen Bundesländer finden sich sämtlich in der oberen Hälfte dieser Auflistung.

Mittwoch, 10.2.93 –

In Stahlbrode/Kreis Grimmen in Mecklenburg-Vorpommern wird ein Inder von vier bis fünf Jugendlichen bewußtlos geschlagen und dabei lebensgefährlich verletzt.

Donnerstag, 11.2. –

Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Wrangelsburg/Kreis Greifswald in Mecklenburg-Vorpommern. Die Bewohner können das Feuer löschen. –

Brandstiftung in einem Asylbewerberheim in Schwerte/Kreis Unna in Nordrhein-Westfalen. Von den etwa 50 Bewohnern wird niemand verletzt. –

Im Ostberliner Stadtteil Lichtenberg wird ein Mongole von zwei unbekannten Tätern vor einem Wohnheim auf offener Straße angegriffen. Der Mann erleidet schwere Verletzungen.

Freitag, 12.2. –

In Düsseldorf entkommt ein Spanier nur knapp einem Anschlag. Unbekannte hatten versucht, den in einer Tiefgarage geparkten Wagen des Mannes zur Explosion zu bringen. An die Wand der Tiefgarage war ein Hakenkreuz und der Satz »Ausländer, du bist dran« geschmiert. –

Das Amtsgericht Kassel verurteilt einen 24jährigen Deutschen wegen Volksverhetzung in Tateinheit mit Beleidigung zu einer Geldstrafe von 750 Mark. Der Mann hatte im August 1992 vor einem Supermarkt u.a. gesagt, man müsse mit den Türken so verfahren »wie die Nazis mit den Juden«. Wegen des »nicht leichten Lebensweges« des Angeklagten sah das Gericht von einer Haftstrafe ab.

Samstag, 13.2. –

In Wust/Kreis Havelberg in Sachsen-Anhalt überfallen 10-15 rechtsradikale Jugendliche ein Tanzlokal. Sie beschimpfen einen Besucher und zertrümmern das Mobiliar. –

In Wernigerode/Sachsen-Anhalt überfällt eine Gruppe rechtsradikaler Jugendlicher eine Diskothek. –

Der Leiter des polizeilichen Staatsschutzes, Dieter Piethe, in Berlin bestätigt die Meldung, daß sich bei 89 von 200 überprüften Mitgliedern der Freiwilligen Polizeireserve (FPR) der Verdacht erhärtet habe, daß sie aus der neonazistischen Szene kommen und schwerer Straftaten verdächtig sind. Die FPR wurde kurz nach dem Mauerbau 1961 gegründet, um den Westteil Berlins vor Sabotageakten aus dem Osten zu schützen. Heute gehört zu ihren Aufgaben auch der Schutz von Asylbewerbern.

Sonntag, 14.2. –

Brandanschlag auf ein türkisches Lebensmittelgeschäft in Ludwigshafen/Rheinland-Pfalz. Zehn Personen, die in Wohnungen über dem Laden leben, müssen mit Rauchvergiftungen in ein Krankenhaus. –

Im Berliner Stadtteil Schöneberg überfallen zwei 18 und 19 Jahre alte Männer einen türkischen Taxifahrer, den sie zuvor angehalten hatten, um nach dem Weg zu fragen. Sie beschädigen das Fahrzeug und verletzen den Fahrer erheblich. –

Auf dem russischen Ehrenfriedhof im brandenburgischen Cottbus werden mehrere Grabsteine umgeworfen. –

In Calbe an der Saale überfallen rund 100 mit Baseballschlägern und Eisenstangen bewaffnete rechtsradikale Hooligans eine Gaststätte. Ein 23jähriger Gast wird schwer und ein 28jähriger leicht verletzt. –

In Frankfurt/Main wird ein 25jähriger Ägypter auf dem Weg zu Freunden von Skinheads überfallen und lebensgefährlich am Kopf verletzt.

Montag, 15.2.

Nach Angaben des Staatssekretärs im Hessischen Innenministerium, Christoph Kulenkampff (SPD), verzeichnete das LKA Hessen 1992 bei den fremdenfeindlichen Gewalttaten eine Zunahme um 153,1 Prozent auf 539 Fälle. Zwei Drittel der Straftaten seien in die Zeit nach Rostock gefallen.

Dienstag, 16.2. –

Die Jugendkammer des Landgerichts Düsseldorf verurteilt fünf Männer zwischen 17 und 26 Jahren zu Haftstrafen zwischen zehn Monaten und vier Jahren. Drei Strafen werden zur Bewährung ausgesetzt. Die Angeklagten hatten im September 1992 zwei Brandanschläge auf eine Aussiedlerunterkunft verübt. –

Professor Karl-Otto Habermehl, der Präsident des 9. Internationalen Aids-Kongresses, der im Juni in Berlin stattfinden wird, berichtet von besorgten Anfragen ausländischer Gäste betreffs ihrer Sicherheit während des Kongresses. Einzelne Gruppen haben vorgeschlagen, den Kongreß nicht in Deutschland stattfinden zu lassen.

Mittwoch, 17.2. –

In Freiburg greifen zwei mit einem Knüppel und einem scharfkantigen Werkzeug bewaffnete Mofafahrer zwei Asylbewerber aus Algerien an. Der eine der beiden Algerier wird leicht verletzt, den anderen finden Passanten mit einer schweren Verletzung auf der Straße. –

In Mannheim wird der Sängerin Joan Baez und ihren Begleitern mit den Worten: »Halt, wo wollt ihr denn hin? Das sind zuviele Ausländer auf einmal!« der Zutritt zu einer Diskothek verweigert.

Freitag, 19.2. –

Die Staatsanwaltschaft in Schwerin erhebt Anklage gegen den seit September 1992 inhaftierten NPD-Kreischef Rüdiger Klasen wegen versuchten Mordes an Asylbewerbern. Klasen wird zur Last gelegt, im Juli 1992 einen Überfall auf ein Asylbewerberheim in Boizenburg an der Elbe geplant und mitorganisiert zu haben. –

Das Landgericht Berlin verurteilt den 24jährigen René N. wegen Beteiligung an drei Brandanschlägen gegen ein vietnamesisches Arbeiterwohnheim und eine türkische Imbißstube in Hohenschönhausen/Ostberlin zu einer Haftstrafe von drei Jahren und sechs Monaten. –

Die Jugendstrafkammer des Landgerichts Dresden verurteilt zwei Jugendliche wegen versuchten Mordes an drei Ausländern zu Haftstrafen von siebeneinhalb und vier Jahren. Die Angeklagten hatten am 1. August 1992 in Pirna/Sachsen Brandflaschen auf den Holzbungalow einer peruanischen Folkloregruppe geworfen. Ein Peruaner hatte schwere Brandverletzungen erlitten. Die beiden Jugendlichen müssen Schmerzensgeld und Schadenersatz in Höhe von rund 30.000 Mark zahlen.

Samstag, 20.2. –

Nach Angaben des »Spiegel« berät eine neonazistische »Hilfsorganisation für nationale politische Gefangene und deren Angehörige« mit Sitz in Mainz Häftlinge und schleust neonazistische Zeitschriften in die Gefängnisse. Vollzugsbeamte hätten landesweit in den Gefängnissen festgestellt, daß auch Insassen, die wegen unpolitischer Delikte einsitzen, sich die Haare kurz schneiden lassen, ihren Lohn für Springerstiefel ausgeben und ausländische Mithäftlinge auf Skinhead-Art anpöbeln. –

In Apolda/Thüringen greifen Rechtsradikale Asylbewerber mit Eisenstangen an. Es kommt zu einer Massenschlägerei. Ein Ausländer wird verletzt. –

In Berlin verweigert ein Busfahrer am Rathaus Spandau einem Iraner die Mitfahrt mit der Begründung, er lasse keine »Terroristen« in das Fahrzeug. Der Iraner, der daraufhin den Fahrer beschimpft, wird von mehreren Fahrgästen aus dem

Bus gedrängt.

Montag, 22.2. –

In Frankfurt/Oder überfallen drei rechtsradikale Männer einen 18jährigen Polen vor einem Kaufhaus und mißhandeln ihn.

Dienstag, 23.2. –

In Rostock steht in der Prozeßserie nach den Krawallen vom August 1992 erstmals ein Angeklagter wegen versuchten Mordes vor Gericht. Die Staatsanwaltschaft wirft dem 22jährigen Bernd T. vor, Molotowcocktails auf Polizisten geworfen zu haben. Bisher wurden wegen der Krawalle in Rostock-Lichtenhagen 24 zumeist Jugendliche verurteilt, die Mehrzahl zu Jugendarrest und Jugendstrafen.

Mittwoch, 24.2. –

In Friedberg/Hessen wird das Gebäude einer früheren Blindenschule von Unbekannten unter Wasser gesetzt. Es sollte für die Unterbringung von bis zu 200 Asylbewerbern hergerichtet werden.

Donnerstag, 25.2. –

Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Taunusstein-Hahn/Hessen. Die Bewohner können das Feuer löschen. –

Das Amtsgericht Wiesbaden verurteilt zwei 22 und 25 Jahre alte Männer, von denen einer Angestellter im Bundeskriminalamt ist, wegen Volksverhetzung und Beleidigung zu Geldstrafen. Die beiden CB-Funker hatten von November 1991 bis März 1992 u.a. ausländerfeindliche Funksprüche und verbotene neonazistische Lieder verbreitet.

Freitag, 26.2 –

Die Staatsanwaltschaft Lübeck erhebt gegen zwei 21- und 22jährige Männer Anklage wegen versuchten Mordes und versuchter schwerer Brandstiftung. Wie der Leitende Staatsanwalt Heinrich Wille mitteilt, haben die Angeklagten AnfangSeptember 1992 in Neustadt und Grönitz versucht, von Ausländern bewohnte Gebäude in Brand zu setzen. –

Das Schöffengericht des Cottbusser Kreisgerichts verurteilt einen Rechtsradikalen, der an der Randale vor dem Asylbewerberheim der Stadt im August 1992 teilgenommen hatte, zu acht Monaten Freiheitsentzug. Die Strafe wird auf drei Jahre zur Bewährung ausgesetzt. Zusätzlich wird eine Geldstrafe von 3.000 Mark verhängt. –

Bei Streuarbeiten im Ostberliner Stadtteil Prenzlauer Berg wird ein 22jähriger polnischer Arbeiter von etwa 20 vermummten Personen niedergestochen. Der Mann wird von Kollegen gefunden und ins Krankenhaus eingeliefert. –

Rechtsradikale Jugendliche bedrohen in Berlin einen 31jährigen Türken. Dem Mann gelingt es mit Hilfe von Passanten, die Polizei zu alarmieren. Die Jugendlichen können fliehen.

Samstag, 27.2 –

Unbekannte schießen mit einer Farbmarkierungswaffe in das erleuchtete Fenster eines Asylbewerberheims in Kirchheim/Kreis Hersfeld-Rothenburg. –

In Halle/Sachsen-Anhalt skandieren rechtsradikale Jugendliche ausländerfeindliche Parolen vor dem Asylbewerberheim und werfen mit Steinen auf das Gebäude. Mit der Festnahme von zwölf Personen kann ein Überfall auf das Haus verhindert werden.

Mittwoch, 3.3. –

Das Landgericht Rostock verurteilt den 22jährigen Bernd T., der während der Rostocker Krawalle einen Brandsatz auf einen Polizisten geworfen hatte, zu zwei Jahren, sechs Monaten und zwei Wochen Haft. –

Die rechtsradikale Deutsche Liga aus dem Kölner Stadtrat verteilt »Steckbriefe« mit dem Bild einer Roma, für deren »Ergreifung« 1.000 Mark Belohnung ausgesetzt werden. Die Frau, heißt es in dem Hetzschreiben, sei »eine bereits einmal abgeschobene, erkannte Schein-Asylantin, die in ihr Heimatland zurückkehren muß. Sachdienliche Hinweise bitte an die Polizei oder die Fraktion Deutsche Liga.« Die Staatsanwaltschaft leitet ein Ermittlungsverfahren wegen »Amtsanmaßung« ein.

Donnerstag, 4.3. –

Das Landgericht Stralsund verurteilt einen 20jährigen aus Greifswald wegen gemeinschaftlich versuchten Mordes zu vier Jahren Jugendstrafe. Der Angeklagte hatte im Oktober 1991 gemeinsam mit vier anderen einen marokkanischen Studenten zusammengeschlagen und schwer mißhandelt. –

Brandanschlag auf ein Asylbewerberheim in Obersendlingen/Bayern.In dem Heim sind 453 Asylbewerber aus 36 Nationen untergebracht. Verletzt wird niemand. Es entsteht ein Sachschaden von 20.000 Mark.

Freitag, 5.3. –

Das Innenministerium Niedersachsen teilt mit, daß in den ersten zwei Monaten des Jahres bereits 67 Straftaten gegen Ausländer registriert wurden. Darunter waren elf Überfälle oder versuchte Überfälle auf Unterkünfte von Asylbewerbern. Im Vergleichszeitraum 1992 lag die Zahl der Straftaten gegen Ausländer etwa gleich hoch.

Sonntag, 7.3. –

In Essen wird ein 30jähriger Asylbewerber aus Jugoslawien nach einem Diskothekenbesuch von Deutschen angegriffen und schwer verletzt. Der Mann muß auf der Intensivstation eines Krankenhauses behandelt werden.

Montag, 8.3. –

Wie die Mannheimer Staatsanwaltschaft mitteilt, haben zwei Mitglieder der »Aktionsfront Nationaler Kameraden« gestanden, im Oktober 1991 im Asylbewerberheim im nordbadischen Reilingen Feuer gelegt zu haben. –

In Norderstedt bei Hamburg brennt ein Kindergarten aus, in dem auch Mädchen und Jungen von Asylbewerbern betreut wurden. Wie die Polizei mitteilt, gibt es Hinweise auf Brandstiftung. –

Generalbundesanwalt Stahl erhebt Anklage gegen die beiden mutmaßlichen Brandstifter von Mölln. –

Der Bundesgerichtshof bestätigt das Urteil des Landgerichts Duisburg, das drei Skinheads zu Freiheitsstrafen von zweimal je fünf Jahren und einmal dreieinhalb Jahren verurteilt hatte. Die Skins waren an dem Anschlag in Hünxe beteiligt, bei dem am 3. Oktober 1991 zwei libanesische Mädchen schwer verletzt worden waren. –

Die Jugendstrafkammer des Landgerichts Neubrandenburg verurteilt sieben junge Leute wegen eines Brandanschlags auf ein Asylbewerberheim Ende August 1992 zu Jugendstrafen zwischen 22 Monaten und drei Jahren. Drei Strafen werden zur Bewährung ausgesetzt. Zwei Angeklagte werden freigesprochen.

Dienstag, 9.3. –

Nach Angaben des Düsseldorfer Innenministeriums wurden im Februar in Nordrhein-Westfalen 100 fremdenfeindliche Straftaten registriert. –

Die Berliner Polizei nimmt Ermittlungen gegen mehrere Beamte auf, denen Mißhandlungen von Asylbewerbern vorgeworfen werden. –

In Mühlheim/Ruhr überfallen zwei 21jährige an einer Bushaltestelle einen Türken, beschimpfen ihn und werfen ihn zu Boden. Einer der Täter hält dem 56jährigen eine Gaspistole an den Kopf und drückt mehrfach ab, ohne daß sich ein Schuß löst. Das Opfer stirbt während der »Scheinhinrichtung« an einem Herzinfarkt. –

Brand in einem Asylbewerberheim in Gladenbach/Mittelhessen. –

Auf dem Friedhof der sowjetischen Armee in Cottbus wird ein Ehrenmal mit Hakenkreuzen beschmiert.

Das Archiv für Sozialpolitik/Frankfurt erstellt diese Chronik für KONKRET seit Dezember 1991

Antisemitische Angriffe

Freitag, 12.2.93 –

Das Amtsgericht Karlsruhe verurteilt einen 25jährigen zu acht Monaten Freiheitsstrafe wegen der Schändung des Jüdischen Friedhofs in Karlsruhe im Oktober 1992.

Sonntag, 14.2. –

In Märkisch-Buchholz/Kreis Königs Wusterhausen wird der Jüdische Friedhof geschändet. Unbekannte Täter werfen Grabsteine aus der Verankerung und beschädigen Grabstellen.

Samstag, 20.2. –

Unbekannte Täter beschmieren das Rathaus in Bad Hersfeld und das Wohnhaus des Bürgermeisters Walter Weiss (SPD) mit antisemitischen Parolen.

Konkret 04/93, S. 30

Ulla Jelpke

Das Asylprotektorat

In einem Wechselspiel von Verhandlungen und Erpressungen hat sich die Bundesrepublik die Flüchtlingspolitik der osteuropäischen Staaten gefügig gemacht. Derweil ziehen an den deutschen Grenzen Freiwilligen-Verbände zur Abwehr »illegaler Einwanderer« auf

Während einer Konferenz der Innen- und Justizminister aus 35 Ländern, die am 15. Februar dieses Jahres in Budapest stattfand und der Vorbereitung von Maßnahmen zur Eindämmung »unkontrollierter Wanderungsbewegungen« diente, erklärte Bundesinnenminister Seiters zufrieden, daß Europa nun endlich dabei sei, seine Kräfte zu bündeln, um den globalen Herausforderungen der Massenmigration zu begegnen. Er verwies auf die »Plattform der Wiener Konferenz« und den »Berliner Prozeß«, die Grundlage einer europäischen »Doppelstrategie« seien. Diese »Doppelstrategie« – Bekämpfung der Wanderungsursachen und Bekämpfung der Wanderung – reduziert sich in der Realität jedoch auf die Bekämpfung der »Wandernden«. Und so feierte Seiters als Ergebnis der Budapester Konferenz ein »harmonisiertes ausländerrechtliches und polizeiliches Instrumentarium zur Unterbindung unkontrollierter Wanderungsbewegungen für ganz Europa auf effektivem Niveau ... Schwerpunkte bilden die Empfehlungen zur Verfolgung der Schleuserkriminalität und die Vorschläge über die Einrichtung eines flächendeckenden europäischen Rückführungs- und Übernahmesystems. Alle Elemente des Gesamtgefüges sollen zutreffend von einem Informations- und Kommunikationsrahmen überwölbt werden...« Vom Budapester »europäischen Schulterschluß« erwartet sich Seiters eine »hohe präventive Wirkung«.

Wie gut die europaweite Koordination der Abschottung gegen »Armutsflüchtlinge« zur Abschaffung des Grundrechts auf Asyl in der BRD paßt, zeigt ein Hinweis der »Süddeutschen Zeitung«, demzufolge die Grenzen des deutschen Asylrechts nach Osteuropa mit Landkarten übereinstimmen, auf denen die heutigen »sicheren Drittländer« als Generalgouvernement, als Protektorat Böhmen und Mähren und als Ostmark firmieren.

Mit dem sogenannten Asylkompromiß wird nun also das Netz zugezogen, das Seiters und seine Mannen bereits seit drei Jahren für die osteuropäischen Staaten knüpften. In dieser Zeit hat die bundesdeutsche Administration mit einer nahezu perfekten Mischung aus Diplomatie, Erpressung und Verhandlungen die Innenpolitik dieser Länder sich gefügig gemacht. Weitsichtig ist Stück für Stück der dortigen Sicherheits-, Flüchtlings- und Kriminalitätspolitik den Bedürfnissen der deutschen Innen- und Außenpolitik angepaßt worden. Hierzulande wurden die Medien an den Tropf offizieller Sprachregler gehängt; entsprechend hechelten sie mit kritischem oder anfeuerndem Tenor hinter den aktuellen Details her. Die SPD aber und – bis auf einen kaum erkennbaren Rest – die gesamte bundesdeutsche Opposition folgen mehr oder weniger zögerlich den Vorgaben der Regierung.

Verhandelt wurde mal bilateral, mal im Rahmen des Schengen-Abkommens, mal wurden öffentlichkeitswirksam internationale Konferenzen zusammengetrommelt – mit dem für die BRD-Diplomatie überaus günstigen Effekt, daß sich schließlich stets irgendeine Vereinbarung finden ließ, auf die sie sich – nach innen wie außen – berufen konnte, um, wenn nötig, Druck auszuüben.

Dennoch haben kurz vor dem konzeptionellen Abschluß eines »Asylprotektorats Ost« Polen und die Ex-CSFR Widerspruch gegen die deutschen Planungen eingelegt, allerdings keinen prinzipiellen: Die polnischen Vertreter etwa beschränken sich aufs Machbare und fordern einen angemessenen, d.h. höheren Preis für die von ihnen erwarteten Leistungen. Logisch, daß ihnen das Leute wie der innenpolitische Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Gerster, zum Vorwurf machen: Die Abkommen mit den östlichen Nachbarn eigneten sich zum »Vergolden«, murrte er in Richtung Polen. Dabei ist es die Bundesregierung, die mit »Flüchtlingen wie mit Rindfleisch handelt« (Tomasz Kuba Kozlowski, polnischer Verhandlungsteilnehmer in Bonn) und die diese Feilscherei zum Hauptgegenstand gesamteuropäischer Konferenzen gemacht hat.

Um die Verhandlungspartner gefügig zu machen oder – wie es im Jargon der Asyldiplomatie heißt – um eine »realistische Sicht der Probleme« zu fördern, wird auch schon mal enthüllt, wie man die jeweiligen Verhandlungspartner über den Tisch gezogen hat. »Vernehmlicher als zu Beginn der Verhandlungen ... kennzeichnete das Bundesinnenministerium seine Rechtsauffassung, Polen sei jetzt schon (d.h. vor Abschluß eines gesonderten deutsch-polnischen Abkommens – U.J.) völkerrechtlich dazu verpflichtet, Asylbewerber – gleich welcher Nationalität – zu übernehmen, die nachweislich über polnisches Staatsgebiet nach Deutschland gereist seien. Diese Verpflichtung ist in einem Vertrag zwischen den Staaten des Schengener Abkommens ... und Polen enthalten. Das Abkommen, das am 1. April 1991 in Kraft trat, war die Voraussetzung für die Einführung der Visumfreiheit zwischen Deutschland und Polen« (»FAZ« 9.2.93).

»Vernehmlicher als zu Beginn der Verhandlungen ...« Das darf man getrost als Eingeständnis lesen, daß die BRD die polnischen Verhandlungspartner zunächst bewußt im Unklaren gelassen hatte.

Der bundesdeutschen Öffentlichkeit ist während der Verhandlungen um den »Asylkompromiß« Ende letzten Jahres weisgemacht worden, Polen und der damaligen CSFR würden schnellstens die materiellen Mittel zur Verfügung gestellt

werden, um den Mindestanforderungen der Genfer Flüchtlingskonvention auch praktisch gerecht werden zu können; heute wird offen erklärt, daß es die deutsche Regierung nichts angehe, es ihr im Grunde genommen also wurscht ist, was jenseits der Grenze mit den Abgeschobenen passiert. Polen ist verpflichtet auf- bzw. rückzuübernehmen. Basta!

Diese Art von nachträglichen »Korrekturen« früherer Angaben führt früher oder später dazu, daß sich die jeweiligen Verhandlungspartner in das geplante und etappenweise aufgebaute System einpassen. Das Spiel heißt erpressen, verhandeln, Fakten schaffen, erpressen... Das Konzept aber, dem es dient, heißt »breitgefächertes, mehrstufiges Eindämmungssystem« gegen »illegale Zuwanderung«. Dessen Durchsetzung wird seit der Berliner Konferenz vom Oktober ‘91, an der sich 27 Staaten beteiligten, systematisch betrieben. Deren Ergebnisse hatte Seiters so zusammengefaßt:

1. Vereinheitlichung der Sichtvermerkspolitik der beteiligten Staaten, die »Inpflichtnahme« der Beförderungsunternehmen, d.h. die Möglichkeit ihrer Bestrafung und die verstärkte grenzüberschreitende Verfolgung der Schleuserorganisationen.

2. Verschärfung der polizeilichen Kontrollen an den Übergängen selbst und die intensive Überwachung der Blauen und Grünen Grenzen.

3. Für die danach noch illegal Einreisenden sind die Ab-, Rück- und Durchschiebeabkommen gedacht. (Die »FAZ« hat deren Konsequenzen auf die Kurzformel »Österreich verlangt von Ungarn die Rücknahme illegaler Grenzgänger. Ungarn müsse dies von Rumänien verlangen. Rumänien werde dies von Bulgarien verlangen« gebracht.)

In den Jahren ‘91/’92 hat die Bundesregierung diverse Abkommen über die »Bekämpfung der Organisierten Kriminalität« geschlossen. Mit Ungarn (22.3.91), mit der damals noch existierenden Sowjetunion (24.5.91), Bulga-rien (14.9.92), CSFR (29.9.92). Die »Süddeutsche Zeitung« meldete in diesem Zusammenhang ein Kuriosum: ein eigenes Abkommen zwischen Bayern und der Ukraine (29.4.92).

Organisierte Kriminalität umfaßt dabei selbstverständlich auch die »Schleuserkriminalität« bzw. die »illegale Zuwanderung«. Alle diese Abkommen müssen deshalb dem »breitgefächerten Eindämmungssystem« zugerechnet werden. Nach Angaben der Bundesregierung werden daneben von 1992 bis 1994 »Ausstattungshilfen« für »Polizei und Rauschgiftbehörden« vergeben. Polen (4 – 6 Mio. DM), Tschechische Republik (2,5 Mio.), Slowakische Republik (1,5 Mio.), Ungarn (4,5 Mio.), Bulgarien (2 Mio.). Darüber hinaus ist für diesen Zeitraum ein allgemeines Ausstattungshilfeprogramm aufgelegt worden. Ohne Einbindung in entsprechende Zusammenarbeitsabkommen erhalten Polen, Tschechische Republik, Slowakische Republik, Ungarn, Lettland, Estland und Litauen weitere Mittel, wie aus einer Antwort der Bundesregierung auf eine Anfrage der PDS/LL im Bundestag hervorgeht.

Die Zielsetzung dieser Unterstützungszahlungen ist schön formuliert: »Als außenpolitisches Instrument dient sie dazu, die demokratische und rechtsstaatliche Entwicklung in den Empfängerländern durch Hilfeleistung bei der Befriedigung staatlicher Grundbedürfnisse auf dem Gebiet der Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu fördern.«

Und so konnte am 29. März ‘91 ein Rückübernahmeabkommen zwischen den Schengen-Staaten und Polen geschlossen werden. Am 24. September ‘92 folgte der deutsch-rumänische Rückübernahme-Vertrag, der über 40.000 in der Bundesrepublik lebende rumänische Staatsbürgerinnen und Staatsbürger, vor allem Roma, mit Abschiebung bedroht. Vom Inkrafttreten dieses Abkommens am 1. November ‘92 bis Mitte Januar sind nach offizieller Auskunft 2.998 rumänische Staatsangehörige per Flugzeug und 62 auf dem Landwege »rücküberführt«, sprich: abgeschoben worden. Diese Repatriierungsverfahren, wie die Bundesregierung das seit neuestem nennt, werden auch in Sammeltransporten (bisher zehn) durchgeführt.

Die bundesdeutschen Maßnahmen und ihre internationalen Folgen zwingen alle östlichen Nachbarstaaten zu verschärfter Grenzsicherung – in ihrem eigenen Interesse: Die Polizei- und Ausstattungshilfe wird zu einem großen Teil bei der Jagd nach »Illegalen« verbraucht werden. Die Seiterssche Einrichtung östlicher Asylprotektorate ist bereits verantwortlich für die Schließung der Grenzen zwischen den ehemaligen RGW-Staaten. Und selbst der allseits hochgelobte friedliche Trennungsprozeß zwischen der Tschechischen und Slowakischen Republik ist durch sie gefährdet: »Die Tschechische Republik hat einen Vertrag über die Überführung von Flüchtlingen mit Österreich und mit der Slowakei. Wir haben ihn nicht mit Polen, die Slowakei hat ihn nicht mit Un-garn und Ungarn nicht mit Rumänien ...«,so beschreibt Jan Ruml, Innenminister der Tschechischen Republik, die Probleme. Er spricht von unangenehmen Maßnahmen an den Grenzen zur Slowakischen Republik,die nun getroffen werden müssen, von Verschärfungen im Bereich des Asyl- und Ausländerrechts als Folge der deutschen Beschlüsse.

Berichte über die Jagd tschechischer Polizisten nach »Illegalen«, Nachrichten über die Verlegung von Armeeinheiten an die östliche Grenze Polens, eine verstärkte Überwachung der rumänisch-ungarischen Grenze, die Einführung der Visumpflicht in Polen für russische Bürgerinnen und Bürger sowie die Verlegung von Hubschrauberabteilungen an die polnische Ostgrenze und die Schließung der estländisch-finnisch-schwedischen Grenzen gegen Flüchtlinge aus Rußland – z. Zt. hauptsächlich Kurden und Iraker – , all das muß als unmittelbare Folge der deutschen Politik gesehen werden, die an den

BRD-Grenzen in den letzten beiden Jahren bereits 18 mal zum Einsatz von Schußwaffen – zehnmal durch BGSler, achtmal durch Angehörige der Bundeszollverwaltung – geführt hat.

»Reisende aus dem Osten müssen künftig an den Grenzen eine amtlich bestätigte Einladung vorweisen«, faßte die »Welt« das wichtigste Ergebnis der jüngsten deutsch-polnischen Verhandlungen zusammen. Die Einladungen polnischer Bürgerinnen und Bürger durch Deutsche müssen computermäßig erfaßt, d.h. vor allem gezählt werden. Dazu gehören auch Verpflichtungserklärungen zur Übernahme von Versorgungs-, Krankheits- und anderen Kosten. Verweigert werden kann die amtliche Bestätigung je nach der materiellen Situation des Einladenden. Instinktsicher wird festgelegt, daß die Ausübung der Reisefreiheit soziale Voraussetzungen hat. Damit wird der zwischen SPD und CDU/CSU noch festzulegende Kreis sicherer Drittstaaten im Osten zum Versuchsgebiet für die bürokratische Liquidation der Reisefreiheit für alle.

Mit der Verabschiedung der Beschlüsse ist es natürlich nicht getan. Die jeweils gut getimeten Debatten um den Einsatz von Infrarot- und Radargeräten an der polnischen Grenze, um die Verstärkung des Bundesgrenzschutzes durch die Bundeswehr sind Teil einer Durchsetzungsstrategie. Denn die Folgen dessen, was hierzulande als sachlich gerechtfertigter Kompromiß einer humanen Lösung der »Asylfrage« verkauft wird, müssen logischerweise militärisch und repressiv abgesichert werden.

Öffentlich schiebt Innenminister Seiters »der polnischen Seite« die Benutzung von Infrarotgeräten in die Schuhe – da mögen polnische Vertreter widersprechen, so viel sie wollen. Der BGS selbst hat darauf hingewiesen, daß ein jenseits der Grenze vorhandenes stationäres elektronisches Überwachungssystem »nach dem Umbruch« in Polen abgeschaltet worden sei. Polen hatte also tatsächlich schon abgerüstet. SPDlerinnen und SPDler wie Stolpe und Däubler-Gmelin, die sich als konsequente Kritiker dieser (Wieder-)Aufrüstung profilieren wollten, hätten nur die offiziellen Berichte des Innenministeriums zu lesen brauchen.

Zum Beispiel den zum Stand der Umsetzungsmaßnahmen des Schengener Abkommens vom Oktober letzten Jahres. Unter der Überschrift »Anpassungsprogramm« werden da unter anderem »kurzfristig folgende zusätzliche Maßnahmen in Angriff genommen«: Allseitige Zusammenarbeit von in- und ausländischen Sicherheitsstellen, vom Zoll bis zu den Auslandsvertretungen. Internationale Sicherheitspartnerschaften von der zentralen bis zur örtlichen Ebene. Auffüllung von Personallücken. »Vermehrter und offensiver Einsatz moderner Technik: Erprobung von Wärmebildkameras für die nächtliche Überwachung der Grünen Grenze; Bereitstellung von Grenzterminal-Systemen für alle Dienststellen an der deutsch-polnischen und deutsch-tschechoslowakischen Grenze«; »Ausstattung mit mobilen Dokumenten-Testgeräten. Einsatz von Sammeltransportbussen für die Beförderung von illegal eingereisten bzw. asylbegehrenden Ausländern«; verstärkter verdeckter Einsatz von Observations- und Aufklärungskräften. »Im übrigen werden kurzfristig weitere Bereiche einer verbesserten Ausstattung des BGS geprüft (z.B. zusätzliche Nachtsichtgeräte, Straßensperrgeräte; Signalpistolen; geeignete schnelle Boote für die Oderbestreifung einschließlich der erforderlichen Funk- und Radarausstattung...)«.

Ähnlich fortgeschritten sind mittlerweile Pläne, den Bundesgrenzschutz durch Bundeswehr und andere »öffentliche Bedienstete« zu verstärken. Im Laufe des letzten Jahres hat sich mal dieser, mal jener Hardliner mit der scheinbar abwegigen Idee, gegen die »Asylanten- und Kriminellenflut« die Bundeswehr einzusetzen, zu Wort gemeldet. Zuletzt versuchte sich Lummer im August ‘92 daran. Anfang ‘93 hielt man die Zeit endlich für gekommen, Handfestes zu beschließen. Innerhalb weniger Stunden reiften die Berichte über »angebliche Pläne« zum Einsatz der Bundeswehr zu Bestätigungen einer im Gang befindlichen rechtlichen Prüfung möglicher Einsätze bis zur präzisen Beschreibung einer zweiten Auffanglinie an den Ostgrenzen, die von Bundeswehrangehörigen und anderen Hilfskräften gebildet werden soll.

Die rechtliche Prüfung entpuppte sich dann als bereits sehr weitgehende Überlegung zur Verstärkung des BGS durch die Bundeswehr, »andere Bedienstete« und »polizeiliche Unterstützungskräfte« nach Art des »Freiwilligen Polizeidienstes« in Baden-Württemberg, der »Freiwilligen Polizeireserve« Berlin, der »Wachpolizei« Berlin oder der »Angestellten im Innen- und Außendienst« in Hamburg. Diese »rechtlichen« Planspiele reichen bis zur Durchführung notwendiger Qualifikationsmaßnahmen für den Fall einer späteren regulären Übernahme in den BGS. Bundeswehrmitglieder – »Personal des öffentlichen Dienstes mit entsprechender Grundqualifikation«, so lautet die Beschreibung des Bundesinnenministeriums – sollen entweder im Rahmen von Stellenabbauplänen geworben oder aber abkommandiert oder zum BGS beurlaubt werden. Zur Beruhigung der Öffentlichkeit ließ die Administration verlauten, daß »insoweit nicht an einen Einsatz von Streitkräften gedacht (ist), ... sondern nur an eine zeitlich begrenzte personelle Verstärkung des BGS durch Personen, deren Status als Soldat für die Dauer dieser Verwendung ruht«.

Heute wird über die interne Stellenbörse der Bundeswehr für diesen Job geworben; gesucht sind Leute, die ausgemustert wurden oder zur Ausmusterung anstehen. Und der CDU-Bundestagsabgeordnete Marschewski, ein Scharfmacher in Sachen Asylabschaffung, wirbt per »Bildzeitung« Soldaten für den BGS- und allgemeinen Polizeieinsatz.

Noch aber bildet die gezielte Anwerbeaktion von Freiwilligen für den BGS an der polnischen und tschechischen Grenze den Schwerpunkt der Rekrutierungsaktivitäten – nach dem Motto »vom Stammtisch zur Grenzpatrouille«. Während in

Berlin gerade aufgedeckt wurde, wie in der »Freiwilligen Polizeireserve« die Zusammenarbeit von Kriminellen, Neofaschisten und konservativen Law-and-Order-Anhängern den Wandel der Zeiten überstand, nimmt sich das Innenministerium exakt eine derartige Truppe zum Vorbild für die zukünftige »Grenzsicherungsarbeit«. Innerhalb weniger Tage meldeten sich über 4.000 Bewerberinnen und Bewerber auf eine Plakat- und Annoncen-Aktion des BGS in den Orten nahe der deutsch-polnischen Grenze. Eigens eingesetzte »Einstellungsberater« sollen aus diesen 4.000, unter denen eine auffallend große Zahl von Frauen ist, die gesuchten 1.600 bis 1.700 für das Freikorps Seiters heraussuchen. Ab dem 15. März sollen sie die ersten eigens dafür geschaffene Grenzschutzstellen in der »zweiten Linie« in Betrieb nehmen, um dort alle »grenzpolizeilichen Folgemaßnahmen« einschließlich der Abschiebung durchzuführen. Unklar ist nur noch, ob sie nach ihrem vierwöchigen Crashkurs auch Waffen benutzen dürfen...

Man kann darüber spekulieren, ob die »Ausfüllung des Machtvakuums« im Osten (»SZ«) mit Hilfe der deutschen Asyl- und Flüchtlingspolitik der eigentliche Kern der Pogromhetze in den letzten Jahren gewesen ist; ob auf diesem Wege hierzulande die Zustimmung zur neuen Hegemonialpolitik herbeiagitiert worden ist. Ganz ohne Spekulation läßt sich immerhin sagen, daß die Bundesregierung entscheidende Grundlinien der Politik der inneren Sicherheit der RGW-Nachfolgestaaten und deren zwischenstaatliche Beziehungen bestimmt und daß sie diesen Einfluß im Windschatten der gegen Flüchtlinge gerichteten Eindämmungspropaganda erreicht hat. In erschreckend kurzer Zeit hat sich die BRD neue Protektorate und Spezialzonen zugerichtet und ihre Hegemonie im Osten abgesichert.

Ulla Jelpke ist Bundestagsabgeordnete der PDS/Linke Liste

Konkret 04/93, S. 33

Wolfgang Pohrt

Die Serben und die Kinder

Als Mitte Februar in Liverpool zwei Zehnjährige einen Zweijährigen getötet hatten, enthüllten die nachfolgenden Ereignisse die Gemütslage einer Gesellschaft ohne Zukunft. Nur starke Polizeikräfte hinderten den Mob daran, daß er die Kinder lynchte, die doch das Werkzeug des gleichen, allerdings latenten, Wunsches gewesen sein mußten, der nun als lautstarke Forderung aus der Menge kam. Empfindlich und empfänglich, wie Zehnjährige auf Blicke, Gesten und Verhaltensweisen reagieren, hatten sie wohl das Massenbedürfnis gespürt, dessen ungehemmter Artikulation ihre Tat dann als Vorwand dienen sollte. Vielleicht hatten sie statt auf den Wortlaut auf den Tonfall gehört, wenn die Erwachsenen zu Kindern oder über Kinder sprachen. Es muß wie ein Seufzer geklungen haben, etwa: »Wären sie doch alle tot.« Solch inständiges Bitten einfach abzuweisen, waren die kleinen Übeltäter nicht hart genug.

Nicht aus Brutalität, sondern aus Willfährigkeit, aus großem Einfühlungsvermögen in die Erwachsenenseele, verübten die Kinder den Mord, dessen soziale Funktion es war, die Anstifter in ihrem vorgefaßten Urteil über die Angestifteten zu bestärken. Seither hat die Öffentlichkeit einen neuen Feind. »Was wächst da für eine Generation heran«, gruselt sich der »Spiegel«. »Kinder, die töten«, titelt (am 1.3.93) das Blatt. »Tötet die Kinder« ist die logische Schlußfolgerung aus folgenden Zeilen: »Die Weltbevölkerung vermehrt sich explosionsartig. Alle drei Sekunden wird ein Mensch geboren. Die Erde ist in Gefahr, die ökologische Bedrohung wächst dramatisch.« *B-Bombe* hieß die Überschrift zu diesem Text, mit welchem das Nachrichten-Magazin am 8.3.93 in den Tageszeitungen warb.

Bedrohlich sind schon die Kinder selbst, nicht erst die Taten, zu denen sie durch Duldung oder Ermunterung verleitet werden, damit der gegen sie gerichtete Eliminierungswunsch als gerechtfertigt erscheinen kann. Der Nachwuchs wird zum Verursacher von Todesängsten, wenn die Erwachsenen den Gedanken nicht ertragen können, daß jemand sie überleben wird. Unerträglich ist dieser Gedanke dann, wenn eine an ihrem Fortbestand zweifelnde Gesellschaft Trost bei der Gewißheit fand, es werde auch keine andere auf sie folgen. Weil sie durch ihre bloße Existenz schon die Zuversicht der Alten ad absurdum führen, man würde durchhalten bis zum Ende, verbindet sich mit Kindern die Vorstellung, daß sie grausam wären, bevor sie es wirklich geworden sind. Nichts als das ganze Elend von Menschen, die gesellschaftlicher Gründe wegen unfähig geworden sind, sich mit ihrer Sterblichkeit abzufinden, spricht aus der Klage der Justizministerin: »Die Abstumpfung unserer Kinder gegenüber den Leiden anderer ist bestürzend.«

Denn wäre statt der Existenz der Kinder deren Verhalten gemeint, dürfte man nicht über Empfindungsarmut klagen. Es läßt die Kleinen nicht kalt, wenn sie sehen oder hören: »Erst geköpft und dann gehangen. Aufgespießt auf lange Stangen.« Sie freuen sich daran. Das taten sie, wie die Märchen bezeugen, schon immer. Neu aber ist, daß sie bisweilen in die Lage kommen, sich selber und anderen solches Vergnügen zu verschaffen. Aus Zuschauern sind Darsteller geworden. Denn nicht nur im Porno, sondern auch in der Horror-Show bevorzugen die Erwachsenen heute Kinderstars, welche senile Gelüste in jungem Fleisch verkörpern, dessen Konservierung am eigenen Leib den Alten trotz Nikotinverzicht und Trimmdich nicht gelingen will. Und wo eine Nachfrage besteht, läßt das Angebot nicht lange auf sich warten.

Obendrein kann man den guten Glauben, daß sämtliche bosnischen Frauen von Serben auf bestialische Weise geschwängert worden wären, kaum ohne die unerfreuliche Gewißheit haben, daß nun das nächste Entsetzen erst mal auf sich warten lassen wird. Neun Monate müßte es normalerweise dauern, bis die Geschändeten niederkommen mit der speziellen Teufelsbrut, die freilich nur ein Teil der allgemeinen ist. Als Pausenfüller und Appetitmacher sorgen derweil andere »Kinder, die töten« dafür, daß man guter Hoffnung bleibt. Die kleinen Kinder geben einen Vorgeschmack auf das Unheil, dessen die Welt sich demnächst zu erwehren haben wird. Sie sind schon so, wie die von moslemischen Frauen gegen ihren Willen geborenen Tschetniks einmal werden: zu schlecht, als daß sie am Leben bleiben dürften, und zu schwach, um gegen den Vollzug des über sie verhängten Urteils Widerstand zu leisten.

Mit dem Unterschied allerdings, daß sie nicht von Serben sind. Die Reisewelle ins Land der lendenstarken Männer rollt erst an, bislang bevorzugten deutsche Touristinnen ohne männliche Begleitung Tunesien und Jamaika. Wie kommt es dann, daß die Kleinen trotz einwandfreier Abstammung an die grausamen Schlächter auf dem Balkan erinnern? Leutheusser-Schnarrenberger: »Ich bin überzeugt davon, daß Primitiv-Gewaltprogramme im Fernsehen ebenso wie die Schundstreifen auf Video dafür verantwortlich sind.« Deshalb, so Margret Funke-Schmidt-Rink, jugendpolitische Sprecherin der FDP im Bundestag, sei eine »ständige Abrüstungskonferenz gegen Gewalt im Fernsehen« einzurichten. Und Herta Däubler-Gmelin rechnet in »Bild am Sonntag« vor: »Ein normaler Jugendlicher, der täglich zwei bis drei Stunden vor dem Fernseher sitzt, hat bis zu seinem 18. Geburtstag an die 20.000 Gewalttaten, Morde und Verbrechen angesehen.«

Längst nicht so viele, wie die Medien ohne genaue Prüfung des Sachverhalts aus Jugoslawien melden. Längst nicht so ekelhafte, wie der von Hundsföten besessene CDU-Abgeordnete Stefan Schwarz zusammenphantasiert. Längst nicht so schlüpfrige, wie der alte Mann von der »Gesellschaft für bedrohte Völker« sie erzählen muß, damit seine glattrasierten

Hängebäckchen sich röten und noch mal frisches Leben in die morschen Glieder strömt. Auch die Kleinen sind freilich schon auf den Geschmack gekommen. Während die Bauchaufschlitzereien aus den Trickfilmstudios ihnen vorenthalten werden sollen, hat in der Szene sich der neue Trend zur Authentizität durchgesetzt. »Man Eater« ist out, Propaganda-Videos aus dem jugoslawischen Bürgerkrieg sind der neue Hit unter den Kids.

Aufnahmen von echten verstümmelten Leichen etwa, wie sie im Fernsehen gezeigt worden sind, zum Zwecke der Aufklärung, wie es hieß, in Wahrheit aber aus ganz anderen Motiven, unter denen die Befriedigung sadistischer Gelüste das bekannteste ist. »Im Krieg«, schreibt beispielsweise Eric Ambler in *Der Levantiner*, »ist es nicht nur möglich, sondern auch nötig und ratsam, sich an Greuel zu gewöhnen. Woran ich mich nie wirklich habe gewöhnen können, das ist der Mann, der Abbildungen davon sammelt und aufbewahrt. Zuletzt hatte ich eine Kollektion dieser Art bei einem Leutnant der Special-Forces in Vietnam gesehen. Er führt sie ständig mit sich herum, weil sie ihn, wie er behauptete, an all das gemahnte, wogegen er kämpfte. Ich glaubte es ihm nicht. Er behielt die Sammlung, weil er Freude daran hatte.«

Ambler ignoriert freilich, daß solche Fotos oder Filme eine stimulierende Wirkung besitzen. Sie reizen zur Nachahmung, sie wecken beim Betrachter, der sie nicht angeekelt weglegt, die gleiche Mordlust, die sie zeigen, nur diesmal als gerechtes Verlangen nach Strafe für den Übeltäter getarnt. Die Fotos in der Tasche des Leutnants stellen gewissermaßen den Ausgleich zu seinen eigenen Taten her, sie sorgen für die moralische Balance: Der Mann ist mit sich und der Welt im reinen.

Das sind in Deutschland jene auf »taz« und »FAZ« abonnierten Gruppen nicht, die zwar die Fotos in der Tasche haben, aber derzeit kein Schießeisen in der Hand. So kommt es dann, daß nicht im Hinterzimmer, sondern in der ARD-Sendung »Presseclub« (am 7.3.93) ein »Welt«-Redakteur erzählt: »Was für Frankreich der Maghreb ist, mit allen Anforderungen an Intervention, ist für Deutschland jetzt Osteuropa.« Nötig für Bosnien sei jetzt »eine militärische Intervention für ein paar Wochen in großem Umfang«. Man habe nämlich »nur die Wahl zwischen Pest und Cholera. Wenn wir uns gedanklich in Deutschland nicht auf die Rolle einer Ordnungsmacht einstellen, haben wir, wenn wir nichts tun, die Flüchtlingswellen.« Erforderlich sei ferner, darüber »nachzudenken, wie wir die neue Ordnung gestalten wollen, weil der gegenwärtige Trend in Osteuropa, leider auch in Westeuropa hie und da, ist: Runter zu kleinen Einheiten, die nicht lebensfähig sind. Es ist doch Unfug, Mini-Staaten à la Slowenien, Kroatien zu gründen, Staaten mit 2 Millionen Einwohnern.«

Erst den Zerfall Jugoslawiens in völkische Kleinstaaten propagandistisch und diplomatisch unterstützen, um aus den Zerfallsprodukten dann mit militärischen Mitteln eine der deutschen Ordnungsmacht unterstehende Einflußzone zu machen: ein Selbstmordprogramm, wären seine Erfinder noch im wehrpflichtigen Alter. Da sie es nicht sind, wird man ihnen unterstellen dürfen, daß ihr Vernichtungswunsch sich gegen die Serben und gegen die eigenen Kinder gleichermaßen richtet.

Konkret 04/93, S. 34

Günter Giesenfeld

Holidays in Cambodia

Alle reden von der Uno und den ihr mit dem Ende der »Blockkonfrontation« vermeintlich zugefallenen Möglichkeiten weltweiter »Friedensinterventionen«. In Kambodscha zeigt die Weltorganisation derzeit, was sie kann: Sollte sie sich Mitte dieses Jahres tatsächlich, wie geplant, aus dem Land zurückziehen, wird es wohl ärmer und zerstörter sein als im Mai 1992, als die ersten Uno-Truppen dort landeten

»Wenn der Friede nicht bald kommt, dann wird alles, was wir in Kambodscha gemacht haben, reine Zeitverschwendung gewesen sein.« Diese Worte eines Vertreters des Uno-Hochkommissariats für Flüchtlingshilfe in Phnom Penh beschreiben die Katastrophe nur unvollständig und verharmlosend. Der Friede ist noch lange nicht in Sicht, und manche machen dafür die Anwesenheit und die Inkompetenz des Uno-Kontingents selbst und seine Aktionen bzw. Versäumnisse verantwortlich. Seit dem Jahreswechsel hat sich die Situation stetig verschlechtert. In einigen Gebieten des Landes ist der Bürgerkrieg wieder in vollem Gang. Nur die Blauhelme und ihre politischen Vertreter, die ihn eigentlich beenden sollten, haben anscheinend nichts davon bemerkt. Wenn sich die Weltorganisation wie geplant Mitte dieses Jahres wirklich aus dem Land zurückziehen sollte, wird es vermutlich ärmer und schlimmer zerstört sein als im Mai 1992, als die ersten Uno-Truppen dort landeten.

Den größten Fehler hatte die Uno schon lange vor diesem Termin begangen: den nämlich, zu glauben, die Roten Khmer ließen sich in irgendeinen Friedensprozeß integrieren. Konsequent machten sie ihn nur mit, solange er ihnen Vorteile brachte: internationale Anerkennung, Zeit, um aufzurüsten, um neue Gebiete zu erobern und um ihre Kriegskasse durch die hemmungslose Plünderung der Naturschätze des Landes aufzufüllen. Nun aber, wo es ans »Eingemachte« gehen soll (Inspektionen ihrer Stützpunkte, Entwaffnung und Kontingentierung der Streitkräfte), boykottieren sie ihn eiskalt. Jetzt haben es auch Uno-Vertreter eingesehen: »Es war von vornherein blauäugig, die Roten Khmer in den Friedensprozeß mit einzubeziehen und zu glauben, sie würden sich demokratischen Spielregeln unterwerfen.« Die weltweit verbal geächtete, aber für die Destabilisierungspolitik gegen Vietnam immer noch nützliche Gruppe, die durch die Einbeziehung in das Abkommen neutralisiert werden sollte, diktiert heute selbst den »Friedensprozeß« – eine Entwicklung, die voraussehbar war.

Als sich die heutigen Führer der Roten Khmer in den 50er Jahren in Paris zu einer Studentenorganisation zusammenschlossen, artikulierten sie bereits in Diskussionspapieren und Dissertationen die Ziele ihrer bis heute unveränderten Politik: die Zerstörung aller Einflüsse und Einrichtungen westlicher Kultur, die der Kolonialismus im Land hinterlassen hatte. Städte und Fabriken, Schulen und Krankenhäuser, Kirchen und Märkte sollten keinen Platz haben in dem angestrebten primitiven Agrarstaat. Die Bauern sollten, wie in der großen Zeit des sagenhaften Angkor-Kaiserreiches (12./13. Jahrhundert), wie Sklaven in Massenunterkünften leben und großartige Bewässerungssysteme bauen. Bildung, Individualismus und Privatleben betrachteten die Roten Khmer als Übel, die auszumerzen seien, und an die Stelle der traditionellen Alltagskulte sollte die bedingungslose Unterwerfung unter den Willen der »Organisation« (Angkar) und ihrer Führer treten.

Als die Studenten und Lehrer, die in Paris derlei Pläne geschmiedet hatten, in den 60er Jahren nach Kambodscha kamen, schlugen sie sich für kurze Zeit auf die Seite des Nationalhelden Sihanouk, den sie zuvor als Vertreter der Aristokratie und der französischen Kultur verachtet hatten. Sihanouk hatte es geschafft, daß Kambodscha als einziges der drei indochinesischen Länder ungeteilt aus der Kolonialherrschaft entlassen wurde. Sehr bald gingen die Roten Khmer jedoch in den Untergrund und wurden zu einer Fraktion in der Befreiungsbewegung gegen die amerikanische Intervention in Indochina und gegen die immer stärker auf die USA orientierte Politik Sihanouks. Sie unterschieden sich von der traditionellen antikolonialistischen Untergrundbewegung durch ihre maoistische und stark antivietnamesische Einstellung. Nach dem Sturz Sihanouks 1970 wurden sie, vor allem durch die massive Unterstützung aus Peking, bald zur entscheidenden militärischen Kraft und marschierten 1975 als Sieger in Phnom Penh ein. Sofort begannen sie mit den angekündigten Säuberungen: Vertreibung der städtischen Bevölkerung aufs Land zur gnadenlosen Zwangsarbeit, »Eliminierung« der gesamten Intelligenz, Massenexekution oder Vertreibung der gemäßigten Gruppen innerhalb der Partei sowie der vietnamesischen und Cham-Minderheit.

Sihanouk, der sich mit ihnen verbündet und ihnen in der Bevölkerung eine gewisse Legitimität verschafft hatte, wurde im Pekinger Exil kaltgestellt. Ihre auch militärischen Aggressionen gegen Vietnam verschafften den Roten Khmer schnell die offene oder versteckte Unterstützung der westlichen Welt; für kurze Zeit planten die USA, sie als Werkzeug für eine Fortsetzung des Kriegs gegen Vietnam nutzen zu können. Als Ende der 70er Jahre die Übergriffe der Roten Khmer im Süden Vietnams das Grenzgebiet verwüsteten und ganze Provinzen evakuiert werden mußten, machte die vietnamesische Armee im Januar 1979 innerhalb weniger Tage dem Spuk ein Ende und setzte eine Regierung in Phnom Penh ein, deren Mitglieder aus der alten Widerstandsbewegung stammten, von der große Teile (etwa 300.000) nach Vietnam geflüchtet

waren. Diese Intervention führte zur weltweiten Ächtung Vietnams, zumal seine Truppen sich nicht alsbald zurückzogen, sondern fast die gesamte Administration Kambodschas übernahmen oder kontrollierten. Außerdem begannen sie damit, eine neue kambodschanische Armee aufzubauen, um das Regime in die Lagezu versetzen, sich selbst gegen die von Thailand aus weiter aktiven Roten Khmer zu wehren.

Obwohl sie zwischen 1975 und 1979 in Kambodscha ein Blutregime errichtet hatten, dem mindestens eine Million Menschen zum Opfer gefallen war, wurden die Roten Khmer nach ihrer Vertreibung ohne weiteres als legitime Vertreter des Landes in der Uno-Vollversammlung anerkannt. Aus Angst vor einer »roten Lösung« tat man sich lieber mit diesem zwielichtigen Verbündeten zusammen, als die von Vietnam eingesetzte Regierung zu unterstützen, die sich gleichwohl bald dem vietnamesischen Einfluß entzog und anfing, das Land wieder aufzubauen. Die zur Verschleierung der Komplizenschaft ins Leben gerufene »Dreierkoalition«, zu deren Führer sich Sihanouk höchst widerwillig von den Westmächten und Peking verdonnern ließ (er hat dieses Amt inzwischen wohl ein halbes Dutzend Mal niedergelegt), kam erst zustande, nachdem zwei »nichtkommunistische Partner« der Roten Khmer mit ansehnlichen Bestechungssummen dazu bewegt worden waren: eine vorher nicht existierende »sihanoukistische« Armee und eine Gangsterbande unter dem Oberbefehl eines ehemaligen Drogengroßhändlers.

Am 28. August 1990 wurde in Paris, im zweiten Anlauf und nach vielen Vorgesprächen, das »Rahmenabkommen für eine umfassende Regelung des Kambodschakonflikts« unterzeichnet. Die Presse würdigte ausführlich seine internationale Pilotfunktion für eine Neubestimmung der Funktion der Vereinten Nationen. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte hatte die Uno es in eigener Regie übernommen, einen seit langem schwelenden Krieg allein und in eigener Verantwortung zu beenden. Nur wenige Stimmen wandten damals ein, daß die Überschätzung der eigenen Möglichkeiten und vor allem die mangelnde Analyse der Lage im Land ein Scheitern fast schon vorprogrammiert hätten.

Die Absichten waren ehrenwert: Mit der Macht und vor allem dem moralischen Prestige der Staatengemeinschaft, repräsentiert durch die Vereinten Nationen und deren Sicherheitsrat, sollte in einem Land der Frieden dadurch wiederhergestellt werden, daß die Weltorganisation selbst staatliche Hoheitsaufgaben übernahm, und dies mit der Zustimmung und unter Mitwirkung aller beteiligten Parteien. Auch die Umstände schienen günstig. Es gab kaum Probleme mit der Beschaffung der nötigen Mittel: Japan und die BRD, die die Chance zum Einstieg in eine neue, offensive Außenpolitik witterten, stellten Geld und Personal zur Verfügung. Vietnam hatte kurz zuvor durch den Rückzug seiner Truppen den Weg für die Regelung freigemacht. Und nachdem man ihnen ganz erhebliche Zugeständnisse gemacht hatte, waren auch die renitenten Roten Khmer bereit gewesen, zu unterzeichnen.

Das Rahmenabkommen sah die Schaffung von zwei Institutionen vor: Die Kriegsgegner sollten einen »Obersten Nationalen Rat« (SNC) bilden, der den Souverän Kambodschas verkörpert und das Land bei den Vereinten Nationen vertritt. Eine von der Uno eingerichtete »Übergangsbehörde« in Kambodscha (Untac) sollte in Zusammenarbeit mit dem SNC die wichtigsten Regierungsfunktionen für die Zeit bis zu den Wahlen übernehmen und den Waffenstillstand sowie die Demobilisierung der verschiedenen kambodschanischen Militäreinheiten überwachen. Nach langen Verhandlungen einigte man sich schließlich auch über die Zusammensetzung des SNC. Die beiden gegnerischen Parteien (die Regierung in Phnom Penh und die »Widerstandskoalition«) erhielten je sechs Sitze, Sihanouk sollte als Präsident »über den Parteien« dazukommen. Da Einstimmigkeit vorgeschrieben ist, besitzen die Roten Khmer mit ihren zwei Vertretern ein Vetorecht in diesem Gremium. Die Untac soll bis zu den Wahlen direkt bestimmte Schlüsselministerien kontrollieren. Außerdem soll sie dafür sorgen, daß die Flüchtlinge aus Thailand ins Land zurückgeführt und wiederangesiedelt werden, daß die demobilisierten Soldaten integriert und die Minenfelder entschärft werden. Dann soll sie die Aufstellung der Wählerlisten, die Zulassung der Parteien und schließlich die Wahl zur verfassunggebenden Nationalversammlung und eines Staatspräsidenten (einziger Kandidat: Sihanouk) durchführen. Das sind Aufgaben, die auch unter aktiver und einmütiger Zusammenarbeit aller Beteiligten unter den Bedingungen in Kambodscha nur sehr schwer lösbar wären.

Angesichts so günstiger Bedingungen und der Tatsache, daß die Untac keine Macht und keine Befugnis hat, die vorgesehenen Maßnahmen auch durchzusetzen, sahen die Roten Khmer mit Recht keinen Grund, ihr Ziel, die Rückeroberung der Macht mit militärischen Mitteln, aufzugeben. Pol Pot, ihr immer noch unangefochtener Führer, hatte schon im Februar 1992, noch vor der Ankunft der UN-Beamten in Phnom Penh, mit hinreichender Klarheit angekündigt: »Wenn wir Angriffe durchführen, dann zu dem Zweck, Panik auszulösen. Eine allgemeine Panik muß entstehen. Wir brauchen die Panik. Wovor wir uns hüten müssen, ist eine ruhige behagliche Situation.«

Und die sollte es von nun an auch nicht mehr geben. Die Roten Khmer taten alles, die Untac an ihrer Arbeit zu hindern, vor allem, als diese ihre eigentliche Aufgabe – die Abrüstung und militärische Kontrolle der Bürgerkriegstruppen – in Angriff nahm. Sie vergrößerten ihr Einflußgebiet durch militärische Eroberungen, verwickelten die Truppen der Regierung in Artilleriegefechte und griffen auch direkt Einheiten der Untac an: Mehrmals gab es vorübergehende Gefangennahmen sowie Überfälle auf Erkundungstrupps und Transportkolonnen, am 12. Januar 1993 wurden zwei Mitarbeiterinnen in Wahllokalen durch Granaten getötet.

Die intensive Propaganda der Roten Khmer, die offen rassistisch gegen die vietnamesische Minderheit – gegen die sich auch gezielte Angriffe von Todeskommandos richten – und fremdenfeindlich gegen die Uno-Beauftragten hetzen, ist angesichts des immer offensichtlicher werdenden Mißerfolgs der Uno-Aktion relativ erfolgreich. Nicht die Zustimmung für ihre Position und damit bessere Chancen bei den Wahlen sind das Ziel der Roten Khmer, sondern die Schaffung eines Klimas der allgemeinen Enttäuschung und die Unterminierung jeglichen Vertrauens in die Vertreter und die Politik der reichen und mächtigen Länder, die hier so eklatant versagen. Solange Pol Pot und seine Mitverbrecher unbestraft bleiben, ja von der Uno geschützt und hofiert werden, ist jeder Versuch, Menschenrechte zu propagieren, sinnlos. Der Führer einer von der Untac ins Leben gerufenen Menschenrechtsorganisation klagt: »Korruption und Verbrechertum greifen um sich und Selbsterhaltung um jeden Preis ist die einzige Tugend, die sich bezahlt macht.«

Neben der kaltblütigen Konfliktstrategie der Roten Khmer ist die Anwesenheit des 22.000 Mann starken Uno-Kontingents »selber zu einem der Probleme in Kambodscha geworden«, wie es ein interner UN-Report formuliert. Weil es die Aufgabe der Uno ist, »die existierenden administrativen Strukturen zu kontrollieren und anzuleiten« (so der Wortlaut des Abkommens), werfen ihr viele Komplizenschaft mit der Regierung Hun Sens vor. Andere führen die Zunahme der Kriminalität auf die Entlassung der politischen Gefangenen durch die Untac zurück oder kritisieren, daß sie die öffentliche Korruption nicht bekämpfe, um Konflikten aus dem Weg zu gehen.

Die Ankunft des Untac-Personals hat die Wirtschaft des Landes erschüttert. Die Preise für Nahrungsmittel stiegen sofort auf das Doppelte und seither weiter in schwindelnde Höhen. Der Staat ist bankrott. Seine Einnahmemöglichkeiten sind äußerst reduziert: Magere Erlöse gibt es nur aus dem Export von Kautschuk und Holz, aus Zolleinnahmen und aus der Grund- und Genossenschaftssteuer, die aber mangels eines funktionierenden Verwaltungswesens zum großen Teil nicht realisiert werden. Ein Sechstel des Haushalts, 30 Milliarden Riel (360 Millionen Mark), wird immer noch für die Verteidigung ausgegeben. Trotz eines Rückgriffs auf die Notenpresse, der die Inflation anheizt, ist der Haushalt chronisch defizitär. Der Staat kann kaum noch die Hungerlöhne der Beamten zahlen. Eine dünne Schicht von Spekulanten hat von dem durch die Untac ausgelösten Bauboom und von den Engpässen im Grundstücks- und Wohnungsmarkt profitiert. Während täglich in Phnom Penh neue Luxusrestaurants eröffnet werden, hat die Stadtverwaltung Mühe, das Geld für die Beleuchtung der wichtigsten Straßen aufzubringen. Haushalte in Phnom Penh zahlen für den elektrischen Strom jetzt mehr als in London oder Paris. Mehr als 50 Prozent der früheren Staatsbetriebe sind in der Hand von Thais, Chinesen und Auslands-Khmer; die Profite fließen mangels staatlicher Autorität ausschließlich in die Kassen der Besitzer. Die wenigen sozialen Schutzmaßnahmen, die eingeführt worden waren, können nicht mehr bezahlt werden.

Auf dem Lande wiegt der Verlust der sozialen Errungenschaften (Gesundheitswesen, Schulen), die die Regierung in den letzten Jahren eingeführt hatte, schwer. Die genossenschaftlichen »Solidaritätsgruppen« wurden aufgelöst, durch die Privatisierung haben viele alles verloren. Andere haben kein Geld mehr für Dünger und müssen einen rapide sinkenden Ertrag ihrer Felder hinnehmen. Während vor fünf Jahren schon wieder ein Viertel der Bevölkerung in die Schule ging, sind jetzt die meisten Schulen geschlossen, weil die Lehrer als Chauffeure, Übersetzer oder Büroangestellte bei der Untac bis zu hundertmal mehr verdienen können. In den Krankenstationen gibt es keine Medikamente mehr. Man kauft, so man kann, auf dem schwarzen Markt Antibiotika und nimmt sie ein, meist zu kurz. Das hat schlimmere Folgen als die Mängel des früheren Gesundheitswesens: Schon sind äußerst resistente Malariastämme aufgetreten.

Das sozialökonomische Gleichgewicht ist gestört. Viele fliehen in die Stadt, um wenigstens am Rande von der Anwesenheit der Uno-Truppen zu profitieren. Die Untac hat den Polizeikräften der Regierung verboten, einzugreifen, ist selbst aber nicht in der Lage, bei zunehmenden Banditentum, die öffentliche Sicherheit zu gewährleisten. Sie zerstört damit das wenige an staatlicher Ordnung und Legitimität, das von der Regierung aufgebaut worden ist. Bestehende Autoritäten und Loyalitäten zerfallen, ohne daß eine Alternative existiert. Beamte erpressen, stehlen und verkaufen Staatseigentum, weil niemand sie daran hindert. Für sie ist die Korruption zum notwendigen Überlebensmittel geworden.

Dabei konnte sich die Untac zu Beginn ihres Mandats auf eine Verwaltung stützen, die zum Teil stabiler war als in den 50er und 60er Jahren unter Sihanouk. Die wirtschaftliche Lage des Landes war 1991 weniger katastrophal, als es nach dem schlagartigen Wegfall der sowjetischen Hilfe zu erwarten war. Trotz schlechter Ernten infolge Trockenheit, Überschwemmungen und Kampfhandlungen hatte es keine echte Hungersnot gegeben. Erst 1992 entstand ein Nahrungsdefizit von 171.000 Tonnen Paddy (etwa 12 Prozent des Gesamtbedarfs). Seit 1990 war der Anteil an den klassischen Anbaugebieten, den die Regierung kontrollierte, so angestiegen, daß die landwirtschaftliche Produktion die Bedürfnisse der Bevölkerung im wesentlichen befriedigen konnte. Gummiplantagen und Nutzwälder trugen zu einem bescheidenen, aber langsam wachsenden staatlichen Einkommen bei. Auch die Industrie begann sich zu konsolidieren. Im Gefolge der seit 1980 angelaufenen Wirtschaftsreformen und eines 1989 erlassenen liberalen Investitionsgesetzes war in zunehmendem Maße ausländisches Kapital nach Kambodscha geflossen. Handelsbeziehungen nach Singapur, Hongkong, Taiwan und Thailand wurden aufgebaut. Sogar die Exploration der Erdölvorkommen im Land und off-shore wurde ernsthaft in Angriff genommen.

Diese positive Entwicklung wurde radikal gestoppt, weil die möglichst umfassende Schwächung – wenn schon nicht die völlige Eliminierung – der Regierung in Phnom Penh zu den Bedingungen gehörte, die die Roten Khmer für ihre Mitwirkung am Friedensprozeß gestellt hatten. Hin- und hergerissen zwischen dieser Forderung, die von China und den USA unterstützt wurde, und der Tatsache, daß nur die Hun Sen-Administration im Lande über Verwaltungsstrukturen, Erfahrung und Rückhalt bei der Bevölkerung verfügte, entwickelten die Uno-Vertreter keine eindeutige und unmißverständliche Politik, was sie trotz der restriktiven Vorgaben in der Praxis sehr wohl hätten tun können. Interne Auseinandersetzungen über dieses Versäumnis führten im Juli 1992 zur Entlassung des französischen Generals Loridan.

Dadurch hat die internationale Staatengemeinschaft jegliches Vertrauen bei der Bevölkerung Kambodschas eingebüßt, obwohl einige Erfolge der Untac unstreitig sind: Die Flüchtlinge aus Thailand sind weitgehend zurückgeführt und die Aufstellung der Wählerlisten ist nahezu abgeschlossen werden – obwohl die Bevölkerung der von den Roten Khmer beherrschten Gebiete nicht erfaßt werden konnte. Aber dies zählt in den Augen der Kambodschaner wenig gegenüber der Haupterwartung: daß durch das Eingreifen der Uno endlich die Gefahr einer Machtübernahme durch die Roten Khmer ausgeschlossen werden würde. Nach dem Abkommen von Paris hatten die Regierung und der SNC-Vorsitzende Sihanouk Mühe gehabt, zu erklären, warum die Roten Khmer überhaupt in den Friedensprozeß einbezogen worden waren, und ihr Vertreter Khieu Samphan entging bei seiner Ankunft in Phnom Penh nur knapp dem Lynchen durch eine aufgebrachte Menge. Die Frage, ob die Roten Khmer wenigstens bei der Landbevölkerung mit einer gewissen Unterstützung rechnen können, ist kaum zu beantworten. Einige Momente sprechen dafür. Die Propaganda der Roten Khmer gegen die Korruption in der Administration von Phnom Penh und der neuerdings auch von anderen Gruppen geschürte Haß gegen die vietnamesische Minderheit sind nicht wirkungslos. Außerdem versuchen die Roten Khmer, ihren Boykott des Friedensprozesses als nationalen Widerstand gegen »ausländische Eindringlinge« hinzustellen. Ihre Mittel erlauben es den Roten Khmer darüber hinaus, den Bauern gelegentlich für Reis mehr zu zahlen als die Regierung.

Aber es gibt praktisch keine Familie in Kambodscha, in der nicht mehrere Mitglieder dem Schreckensregime zum Opfer gefallen sind (selbst Sihanouks Familie macht da keine Ausnahme). Insofern ist die Angst vor einer Wiederkehr der Roten Khmer allgemein verbreitet, und jeglicher Rückhalt beruht letztlich nur auf Zwang oder auf dem Fehlen von Alternativen. Solange Sihanouk eine solche Alternative bietet, dürfte er als Integrationsfigur unangefochten sein. Da aber seine »Partei« wenig profiliert und in neuerer Zeit stark von kriminellen Elementen durchsetzt ist, dürfte eine Koalition zwischen ihm als Staatsoberhaupt und der Regierung in Phnom Penh die meisten Chancen haben, nicht nur gewählt zu werden, sondern auch regieren zu können.

Am 13.6.1992 haben die Roten Khmer offiziell ihre Mitarbeit am Friedensprozeß aufgekündigt, und zwar auf einer internationalen Konferenz in Tokio, die eigentlich über finanzielle Hilfen für Kambodscha beraten sollte (es wurde trotzdem die überraschend hohe Summe von 880 Millionen Dollar bewilligt). Auf einer weiteren Konferenz in Peking Anfang November drohte der Vertreter der Roten Khmer, Khieu Samphan, sogar offen mit einem neuen Bürgerkrieg, wenn seine Forderung nach dem Abzug von »vietnamesischen Truppen in einer Stärke von 2 Millionen« nicht erfüllt würden. Einen Beweis für die Existenz dieser Truppen haben die Roten Khmer nie vorgelegt. Nach Ansicht der Untac gibt es keine vietnamesischen Truppen mehr in Kambodscha, jedenfalls nicht »fremde Streitkräfte« aus Vietnam, wie es das Abkommen definiert. Die Forderung der Roten Khmer richtet sich gegen die Angehörigen der traditionellen vietnamesischen Minderheit im Land, die offenbar einer weiteren »ethnischen Säuberung« zum Opfer fallen sollen.

Am 10. November 1992 beschloß der Sicherheitsrat der Uno schließlich Sanktionen gegen die Roten Khmer. Die Resolution 7928 bestätigt das schon vom SNC mehrheitlich geforderte Verbot der Ausfuhr von Edelhölzern und Edelsteinen. In ihr wird auch ein Lieferverbot von Treibstoffen an die Roten Khmer verhängt und festgelegt, daß die Wahlen wie vorgesehen im Mai 1993 »in allen den Gebieten stattfinden werden, zu denen die Untac am 31. Januar 1993 Zugang hat«. Am 21. Januar 1993 haben die Roten Khmer die Teilnahme an den Wahlen endgültig abgesagt. Sie hindern, wo sie können, die Bevölkerung daran, sich in die Wählerverzeichnisse eintragen zu lassen. Die Konsequenz, de facto eine Teilung des Landes, könnte durchaus ihrer erklärten Absicht dienlich sein: nach dem Abzug der Untac den Bürgerkrieg mit verbesserten Ausgangsbedingungen weiterzuführen.

Was den teilweisen Boykottbeschluß der Resolution angeht, so müßte ein Wunder geschehen, damit er in die Praxis umgesetzt werden kann. Als Reaktion auf den Sicherheitsrats-Beschluß sperrte die thailändische Regierung den Flughafen von Bangkok für Versorgungsflüge der Untac. Für Thailand steht ein Teil seines Außenhandels auf dem Spiel. Schon immer war das Grenzgebiet zwischen Kambodscha und Thailand ein großer Markt mit unüberschaubaren Syndikaten von Händlern, Privatarmeen, Rebellengruppen und Abenteurern gewesen. Seit etwa 1980 wurde hier ein exterritorialer thailändischer Industriesektor aufgebaut. Etwa 100.000 Edelsteinschürfer gehen regelmäßig über die Grenze, um Rubine und Saphire zu suchen. Außerdem operieren 57 verschiedene thailändische Firmen im Grenzgebiet mit schwerem Gerät, um systematisch Edelholz zu schlagen. Seitdem alle Länder der Region (auch die Regierungen in Bangkok und Phnom Penh) die Ausfuhr vonTeakholz aus ökologischen Gründen ver-boten haben, ist dies ein äußerst lukra-tives Geschäft. Der Erlös für die Roten Khmer, die selbst keinen Finger dabeirühren, wird auf etwa 300 Millionen Dol-lar pro Jahr geschätzt.

Außerdem bringtihnen dieses Geschäft die Komplizenschaftder thailändischen Armee ein und damit unbeschränkten Grenzverkehr, militärischen Schutz für Pol Pots in Thailand gelegenes Hauptquartier durch thailändische Elitetruppen und Druck auf die Regierung in Bangkok. Der thailändische Geheimdienst, der früher die Verbindung zu den Roten Khmer hielt und die Waffenlieferungen organisierte, hat hier ein neues Betätigungsfeld gefunden. Schließlich stehen Milliardeninvestitionen auf dem Spiel. Das veranlaßte beispielsweise den Parlamentsabgeordneten der an der Grenze zu Kambodscha gelegenen Provinz Trat, die Hoffnung zu äußern, »daß die Regierung dem Druck der Uno widersteht, der die Interessen der thailändi-schen Geschäftsleute beeinträchtigt«. Schließlich betrachte die thailändische Administration die Roten Khmer als »gute Nachbarn«, weshalb sie auch, wie das erwähnte Memorandum der Untac formuliert, zu deren Schutz »fremde Streitkräfte« unter Bruch des Abkommens in Kambodscha stationiert hat.

Für den Generalsekretär der Vereinten Nationen ist das alles kein Problem: »Wir werden den Handel und damit den Profit der Roten Khmer unterbinden, den sie mit einem benachbarten Land haben. Dazu reicht es aus, die Verbindungswege zu kontrollieren, die zu den unter der Herrschaft der Roten Khmer befindlichen Gebieten führen.« In Japan kassierte Butros Ghali für derlei naive Äußerungen bereits die Drohung der Tokioter Regierung, das japanische 600-Mann-Kontingent der UN-Truppen aus Kambodscha zurückzuziehen. Aber mehr fällt dem Generalsekretär nun mal nicht ein – sein Appell an den Willen zur Einigkeit, der es vermied, jene zu benennen, die sie sabotieren, rettete zwar die herzliche Atmosphäre der Gespräche im restaurierten Königspalast in Phnom Penh, demonstrierte aber ein weiteres Mal das mörderische Desinteresse der neugeordneten Welt an einem kleinen Land, dessen letztlich durch den Westen geschaffene Probleme nur noch lästig sind. Ihr Werkzeug, die Untac, hat inzwischen offenbar resigniert: Die Regierung in Phnom Penh hat eine militärische Offensive gegen die Roten Khmer begonnen, und mit der Einführung einer eigenen Währung in den von ihnen kontrollierten Gebieten arbeiten die Roten Khmer bereits an der Teilung des Landes, während die Blauhelme weiter Wahlen vorbereiten, von denen schon jetzt klar ist, daß sie nicht wie geplant stattfinden werden.

Günter Giesenfeld ist Professor für Neue deutsche Literatur an der Universität Marburg

Konkret 04/93, S. 38

Ralf Blendowske

Let's get physical?

Der vorläufige Endsieg des Kapitalismus führt bei seinen linken Kritikern zunehmend zu einer naturalisierenden Betrachtung seiner Widersprüche. Ein Beitrag über ökologischen Mehrwert, den Fetisch Entropie und Elmar Altvaters theoretische Entgleisung

»Die Menschen haben ein Recht auf ein gesundes und produktives Leben in Einklang mit der Natur.«
Erklärung von Rio de Janeiro, 1992

»Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen allen Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.«
Karl Marx, Das Kapital, 1867

$S = k \log W$
Definition der Entropie, Grabinschrift von L. Boltzmann

Das Thema

Umwelt und Entwicklung waren die Themen des Umweltgipfels in Rio de Janeiro 1992. Sie gehören mittlerweile ins Repertoire aller politischen Gruppierungen und reflektieren zwei Entwicklungen der letzten 20 Jahre:

1. Unter dem Eindruck des Erfolgs nationaler Befreiungsbewegungen und steigender Rohstoffpreise gab es Anfang der 70er Jahre eine scheinbar begründete Hoffnung der Entwicklungsländer auf eine nachholende Industrialisierung, die zunächst durch Außenverschuldung extern finanziert werden sollte. Die extreme Verschlechterung der Terms of trade, d.h. der enorme Preisverfall der Rohstoffe bei gleichzeitigem Anstieg der Preise für Industriegüter, machte neben anderen Gründen diese Hoffnung zunichte. Während in der bürgerlichen Ökonomie noch darüber gestritten wird, ob das Bruttosozialprodukt der reichen Nationen (pro Kopf 15.000 – 20.000 Dollar) grundsätzlich schneller wächst als das der armen (120 – 700 Dollar), lassen die Schuldenkrise und die weit auseinanderklaffende Entwicklung (survival of the fattest) nur einen Schluß zu: Das Projekt der Entwicklung ist gescheitert. Schlimmer noch: Ganze Länder werden vom Weltmarkt abgekoppelt und mit der Milch des Mitleids übergossen.

2. Noch vor der ersten »Ölkrise« 1973 erschien der erste Bericht des (Industriellen-)Club of Rome, der die beschränkte Zugriffsmöglichkeit auf Ressourcen thematisierte. Bis heute wurde er durch Neuauflagen und zahlreiche andere Berichte (der Enquête-Kommissionen, Global 2000, etc.) zu ebenso zahlreichen Themen ergänzt. Die »ökologische Frage«, vom Robbenbaby bis zur Klimakatastrophe, vom »Gesünder Leben« bis zur Abholzung des Regenwaldes gestellt, avancierte fallweise zum Hauptwiderspruch, zur Menschheitsfrage, zur globalen Herausforderung, zur Zivilisationskrise oder zur Bedrohung der göttlichen Schöpfung. Das, was der Imperialismus verhinderte, nämlich eine notwendige wirtschaftliche Entwicklung aller Länder, wird mit der Globalisierung des Kapitalismus als naturalisierter Widerspruch formuliert: Globale Industrialisierung und Entwicklung seien mit den begrenzten Ressourcen und den Umweltproblemen unvereinbar.

Mißversteht man das obige Marx-Zitat nicht als apokalyptische Prophezeiung, so können die soziale und die ökologische Frage schon als Antworten auf konstitutive gesellschaftliche Widersprüche der kapitalistischen Formation gefaßt werden. Als sogenannte Fragen sind sie die Formen, die sich gesellschaftliche Widersprüche – falls nicht aufgehoben – schaffen und innerhalb derer sie sich krisenhaft bewegen. Die Antwort auf die soziale Frage, ihre Regulierung, ist seit dem 19. Jahrhundert von Sozialversicherungen bis zu Weltkriegen entwickelt worden und unterliegt einem permanenten Anpassungsdruck an die Akkumulationsdynamik des Kapitals. Wie die Regulierung und damit die Institutionalisierung der ökologischen Frage – besonders im Verhältnis zur sozialen – aussehen kann, ist wieder Gegenstand aktueller Debatten.

Aus der Spannbreite der Beiträge seien hier zwei herausgegriffen. Zunächst eine typische Verbindung von ökologischer Frage und Bevölkerungspolitik. Dümmlich geographisierend fordert im »FAZ«-Neujahrs-Leitartikel (2.1.93) Sibylle Quenett »die Beschränkung auf diejenigen Gebiete der Erde als Lebensraum, die sich von jeher als Siedlungsgebiete empfohlen haben«. Da es dann aber im Heim von Frau Quenett ungemütlich eng werden könnte, setzt dies »allerdings in vielen Staaten eine konsequente Politik zur Beschränkung des Bevölkerungswachstums« voraus, ergänzt um die fatalistische Erkenntnis, »daß die Entwicklung Europas und Amerikas nicht beliebig wiederholbar ist«.

Aufgeklärtere Vertreter des Kapitals wie der Großindustrielle Stephan Schmidheiny nehmen dagegen zumindest mit einem differenzierten Problembewußtsein Stellung. Zentrale Kategorie zur Regulierung der ökologischen Frage sei die nachhaltige Entwicklung (sustainable development): »Umweltverträgliches und ausgeglichenes Wirtschaftswachstum ist

ein integraler Bestandteil nachhaltiger Entwicklung. Es verlangt eine effiziente Verwendung von Ressourcen und entspricht gesunden Geschäftsprinzipien. ... Nachhaltige Entwicklung umfaßt auch eine Neudefinition der Spielregeln der Wirtschaft« (Schmidheiny: Kurswechsel – Globale unternehmerische Perspektiven für Entwicklung und Umwelt, München 1992) – im marktwirtschaftlichen Sinne versteht sich: offene Märkte mit freiem Wettbewerb und mit Preisen, die die Kosten von Umweltgütern und anderen Ressourcen widerspiegeln, Internalisierung der Umweltkosten, das Verursacherprinzip, Selbstregulierung und staatliche Vorschriften. Ein trendgemäßes Plädoyer also für eine marktwirtschaftliche Allokation knapper Güter, eingebettet in ein staatlich kontrolliertes Regelsystem – mit anderen Worten: ökologisch verträgliche Mehrwertproduktion oder ökologischer Kapitalismus.

Altvaters Entwurf:

Thermodynamik statt Mehrwert?

*Ökologische Nachhaltigkeit bei Verteilungsgerechtigkeit und ökonomischer Effizienz auf der Basis hoher Produktivität der Arbeit, das wäre tatsächlich die Quadratur des Kreises. Doch dies ist nicht nur mathematisch, sondern auch ökologisch und ökonomisch unmöglich. Der Traum eines ökologischen Kapitalismus bringt Ungeheuer hervor.** Derart apodiktisch formuliert Elmar Altvater in seinem neuesten Buch (*Der Preis des Wohlstands,* Münster 1992; im folgenden zitiert als PW) das zentrale Ergebnis seiner theoretischen Anstrengungen. Wer allerdings eine radikale Kapitalismuskritik erwartet, der irrt. *Man muß sehen, daß Märkte ihre positive Funktion in bestimmten Grenzen haben. Aber man muß gleichzeitig immer sagen, ohne Regulation, ohne politischen Eingriff, ohne soziale Bewegungen läßt sich die Entwicklung* in *kapitalistischen Gesellschaften nicht positiv gestalten (*Altvater in: Blätter des iz3w, Nr. 185/1992, Hervorhebung R.B.). Oder: *Moderne Gesellschaften sind demzufolge immer Ensembles von marktförmiger und nicht-marktförmiger Regulation (*Altvater: *Die Zukunft des Marktes,* 2. Aufl., Münster 1992, im folgenden zitiert als ZM), womit die Zukunft des Marktes gesichert wäre. In diesem Punkt könnten Altvater und Schmidheiny sich höchstens um das rechte Mischungsverhältnis streiten. Während Schmidheiny aber mit Begriffen der traditionellen bürgerlichen Volkswirtschaftslehre argumentiert, tritt Altvater, der bislang eher marxistisch orientiert war und zu den wenigen linken Ökonomen gehört, mit der Behauptung einer ganz neuen Erklärungsweise auf.

Sein hochgestecktes Ziel ist die Begründung eines *neuen Diskurses, die theoretische Erzeugung neuer Distinktionen, die geeignet sind, die Vielschichtigkeit der Entwicklungsprozesse am Ende des 20. Jahrhunderts zu ordnen und kategorial reproduzierbar zu machen* (PW). Keiner neuen gesellschaftlichen Kategorie, Perspektive oder Theorie kommt dabei die entscheidende Rolle zu, sondern dem aus der Thermodynamik (TD) oder Wärmelehre entlehnten physikalischen Begriff der Entropie, der für die Sozialwissenschaften *zubereitet* werden soll. Der Transfer naturwissenschaftlicher Konzepte in Gesellschaftstheorien ist jedoch nicht nur ziemlich fragwürdig, sondern endet meist mit völliger begrifflicher Kapitulation. Wer etwa die gesellschaftliche Veränderung des Sehens (Ästhetik) mit Kategorien der seit Jahrmillionen unveränderten Physik des Sehens (Optik) beschreiben wollte, verlöre schon zu Beginn die wesentlichen Fragen aus den Augen.

Im Siegerland sagt man: Wer einen Hammer in der Hand hält, für den sieht die Welt aus wie ein Nagel. (Daran ändert wohl manchmal auch die wahlweise Ergänzung durch Sichel oder Zirkel nichts.) Altvaters Hammer ist die Entropie, und damit werden die globale Umweltproblematik, die neue Weltordnung, Legitimationsprobleme von Demokratien, die Entwicklung des Fordismus, der Rassismus und die weltweite Migration bearbeitet, um zum Schluß mit apokalyptischem Gestus die *solare Revolution* zu propagieren. Im Gegensatz zu anderen (ehemaligen) Linken hält Altvater aber an einer Gesinnung fest, für die die jetzigen Verhältnisse unerträglich und zu verändern sind. Gerade deshalb muß sein Entwurf der Kompatibilisierung von Gesellschaftstheorie und TD als Entgleisung betrachtet werden, zumal ihn seine Bücher ansonsten als empirisch sattelfest und kompetent auszeichnen.

Elmar Altvater ist kein Scharlatan. Mehrere Generationen von Studierenden und ein relativ breites Lesepublikum haben von ihm lernen können, wie Politik und Wirtschaft marxistisch zu erklären sind. Die Kategorien einer materialistischen Gesellschaftstheorie, von ihm virtuos gehandhabt, waren gerade bei ihm praktikabel. Jetzt scheint er den Leisten wechseln zu wollen. Zur Erklärung gesellschaftlicher Zusammenhänge benutzt er den physikalischen Entropie-Begriff und steht damit nicht allein. Er ist inzwischen so zur Mode geworden, daß man nachgerade von einem »thermodynamischen Diskurs« sprechen kann.

Wer die Beziehungen von Gesellschaftssystem und Biosphäre analysieren will, wird auf je spezifische Begrifflichkeit nicht verzichten können. Als »Physik des Werdens« stellt die TD Begriffe bereit, die auch in anderen Naturwissenschaften, z.B. der Biologie, sinnvoll genutzt werden können. Die Grenze zur Gesellschaftswissenschaft überschreitet der thermodynamische Diskurs jedoch bisher nur als Mode.

Um die Notwendigkeit einer disziplinären Trennung bei der Anwendung (bzw. Nichtanwendung) des Entropie-Begriffs zu belegen, will ich im folgenden versuchen, dessen physikalischen Gehalt zu erklären. Dabei wird es trocken zugehen. Danach soll gefragt werden, ob die Art, wie Elmar Altvater »Entropie« in die Sozialwissenschaften transponiert, dort

tatsächlich erhellend wirkt.

Die Entropie und der 2. Hauptsatz der Thermodynamik

Sowohl die Entstehung als auch die Konzepte und Fragestellungen der TD sind eng mit der Industrialisierung verknüpft. Als makroskopische Theorie, die den Aufbau der Materie ignoriert und zur Zeit ihrer Entstehung auch gar nicht kannte, beschreibt sie die Relationen von wenigen Zustandsgrößen (etwa Druck, Temperatur und Volumen), die für ein System (beispielsweise eine Dampfmaschine) charakteristisch sind. Mit Ludwig Boltzmann begann 1877 die atomistische oder mikroskopische Begründung der TD, die von der damaligen »Autorität« E. Mach heftig bekämpft wurde und sich erst zuBeginn dieses Jahrhunderts etablieren konnte.

Ein Gas wird in der mikroskopischen Herangehensweise als Vielteilchensystem betrachtet, das aus Molekülen besteht, die miteinander wechselwirken. Wegen der ungeheuren Anzahl von Teilchen in einem Gas wurden statistische Methoden angewandt, um damit die bekannten makroskopischen Relationen neu zu begründen. Etwa der Satz: »Wärme ist ungeordnete Bewegung der Moleküle« konnte nun quantitativ gefaßt werden. Die Entropie erhielt in diesem Prozeß eine ganz neue Interpretation. Ihre makroskopische Definition (zugeführte Wärmemenge dividiert durch die absolute Temperatur, Clausius 1865) erinnert noch an die beständige Versorgung von Dampfmaschinen mit Wärme, wobei dauernd die Temperatur kontrolliert werden mußte. Diese Fassung wäre für den thermodynamischen Diskurs ziemlich ungeeignet. In der mikroskopischen Herangehensweise wird untersucht, wieviel Zustände (etwa die Positionen und Geschwindigkeiten der Moleküle) in einem System bei vorgegebener Gesamtenergie möglich sind. Vergrößert man das Volumen eines Gases, so steht den Molekülen mehr Platz zur Verfügung. Die Zahl der zugänglichen Zustände wird vergrößert. Der Logarithmus der Zahl dieser Zustände ist bis auf eine Konstante, die die Skala festlegt, als Entropie definiert. Sie kann daher als Maß der Unordnung eines Systems interpretiert werden. Hat das System nur einen möglichen Zustand, gilt es als völlig geordnet, und mit der Zahl der möglichen Zustände wächst auch die Unordnung oder Entropie. Als Metapher für Unordnung wird der so interpretierte Begriff der Entropie an fast alles adaptierbar.

Um den 2. Hauptsatz zu erläutern, kann an den Alltagsgebrauch des Begriffs Energieverbrauch angeknüpft werden. Energie existiert in verschiedenen Formen (z.B. elektrische Energie, Wärme etc.), die ineinander umgewandelt werden können, wobei ihre Menge konstant bleibt. Dies ist der Inhalt des 1. Hauptsatzes der TD, der einen Energieverbrauch der Quantität nach ausschließt. Die Energieerhaltung ist aber im Gegensatz zum Energieverbrauch im Alltagsbewußtsein nicht ohne weiteres präsent. Energie-Umwandlungen sind nicht beliebig umkehrbar. Zwar kann elektrische Energie restlos in Wärme verwandelt werden, aber die vollständige Rückverwandlung ist nicht möglich: Elektrische Energie und Wärme sind von unterschiedlicher Qualität.

Beispielsweise kann in einem isolierten Zimmer die elektrische Energie einer Batterie mittels Radiator in Wärme umgewandelt werden. Die »geordnete« Energie der Batterie geht über in die ungeordnete Bewegung der Moleküle. Die »Unordnung« im Zimmer nimmt zu. Am Ende herrscht dort überall dieselbe Temperatur, und die Entropie hat zugenommen. Mit der nun als Wärmemenge vorhandenen Energie kann im »abgeschlossenen« Raum allerdings keine Arbeit mehr geleistet werden, weil dafür eine Temperaturdifferenz benötigt würde. In diesem Sinne ist bei der Umwandlung Energie entwertet oder »verbraucht« worden. Dieser Sachverhalt ist im 2. Hauptsatz der TD gefaßt: In einem abgeschlossenen System kann die Entropie nicht abnehmen. Lax formuliert: Die Unordnung kann nur zunehmen; oder als Metapher: Alles wird schlechter. Als globale Metapher ist das besonders bei Apokalyptikern beliebt.

Es gibt keinen Mechanismus, mittels dessen man die »Unordnung« im Zimmer, solange es »abgeschlossen« ist, verringern könnte. Eine Abnahme der Unord-nung läge schon vor (als Sprachblase: Zu-nahme der Komplexität), wenn ein Teil des Zimmers kälter wäre als der Rest. Mit einem Kühlschrank läßt sich dies natürlich leicht machen. Dies setzt eine Stromversorgung von außen voraus, womit aber die Voraus-setzung eines abgeschlossenen Systems verletzt und somit der zweite Hauptsatz der TD nicht mehr anwendbar wäre. In diesem Sinne ist auch die Erde kein abgeschlossenes System, da die Sonne dauernd Energie einstrahlt.

Für den 2. Hauptsatz der TD sind zwei Aspekte wesentlich:

1. Die Entropie bei Prozessen in abgeschlossenen Systemen kann nicht kleiner werden. Es gibt daher eine bevorzugte Zeitrichtung. Wer Milch in seinen Kaffee gibt, kann sie verrühren, bis sie gleichmäßig verteilt ist (Zustand der größten Unordnung). Aber noch so langes Rühren führt keine Entmischung mehr herbei. Dieser zunächst trivial erscheinende Punkt wird bei einer mikroskopischen Begründung der TD problematisch, da die grundlegenden Gesetze, die die Wechselwirkung der Moleküle beschreiben, keine derartige Zeitasymmetrie aufweisen.

2. Die Fähigkeit von Energie, Arbeit zu leisten, wird zu einem gewissen Grad entwertet, wenn sie in Wärme umgewandelt wird. Da bei allen makroskopischen Prozessen, etwa durch Reibung, Wärme entsteht, ist jede Umwandlung von Energie mit Verlusten verbunden, d.h. die Umwandlung ist irreversibel, nicht vollständig umkehrbar.

Entropie als Stilmittel der Imponierprosa

Mit fragwürdigem Erklärungsgehalt benutzt Altvater immer wiederkehrend den Begriff der Entropie – weniger als Leitmotiv denn als unerträglichen Ohrwurm. Daneben spricht er von Syntropie. Dies ist kein Begriff der TD, sondern wird bei Altvater als Gegenbegriff zur Entropie benutzt und bezeichnet: *den Zustand eines (geschlossenen) Systems hoher Ordnung* (PW). Meistens sind damit schlicht Rohstoffvorkommen gemeint. Hier nun einige Beispiele für Altvaters pseudonaturwissenschaftlichen Jargon, mit dem er sich selbst und seiner Sache keinen Gefallen erweist. Wer sein Fach beherrscht – und das soll bei ihm nach wie vor unterstellt werden – wird Begriffe aus anderen Disziplinen allenfalls einmal als Metapher verwenden, sie aber nicht selbst zu einer Art Beweis erheben.

Das ökologische Maß der qualitativen Prozesse von Stoff- und Energietransformation ist die Entropie (ZM). *Anders als in den Thesen des Club of Rome kommt es also nicht in erster Linie auf die Erschöpfung von Syntropieinseln an. Von größerer Bedeutung sind die thermischen Abstrahlungen, die Zunahme der Toxizität und der Derangierung des Evolutionsprozesses infolge des Entropieanstiegs* (PW).

Zunächst ist Entropie natürlich ein quantitativer Begriff, weshalb er auch als Maß benutzt werden kann. Was dies bei qualitativen Prozessen bedeuten soll, ist völlig unklar. Selbst wenn er auf die rein physikalische Basis ökologischer Probleme angewandt wird, ist seine Funktionalität gering. Bei der Freisetzung einiger Gramm des hochgiftigen Plutoniums ist die Änderung der Entropie vernachlässigbar – die Folgen wären es nicht. Bei der Beschreibung der Prozesse, die zum sogenannten Ozon-Loch oder zur Änderung der thermischen Abstrahlung führen, ist wesentlich die Chemie gefragt. Der Entropie-Begriff taugt da wenig. Der von Altvater behauptete kausale Zusammenhang von Entropieanstieg und Derangierung wäre nur sinnvoll, wenn die Entropie in diesen Prozessen definierbar und quantifizierbar wäre. Selbst dann müßte ihre Funktionalität in der Beschreibung der Prozesse erst gezeigt werden. Darum bemüht Altvater sich nicht. In seinem Sprachgebrauch ist diese Verknüpfung tautologisch, weil Entropie nur als Metapher für Unordnung bzw. Zerstörung der Umwelt benutzt wird.

Der 2. Hauptsatz der Thermodynamik von der Verringerung der Qualität von Energie zur Arbeitsleistung und von Stoffen zur menschlichen Bedürfnisbefriedigung (sofern wir den 2. Hauptsatz anthropomorph interpretieren) ist eherne Grundbedingung des Wirtschaftens. ... Denn ökonomische Aktivitäten (in Produktion, Distribution und Konsumtion) sind wesentlich Transformationen von Stoffen und Energien. ... Ökonomische Prozesse sind also in den räumlichen und zeitlichen Koordinaten der Natur verortet, und zwar auf der Seite der Versorgung wie hinsichtlich der Entsorgung (PW). ... Syntropie wird dabei genutzt, freie Enthalpie gebunden und Entropie erhöht (PW).

Will sagen, daß alle physikalischen Aktivitäten und Prozesse den Gesetzen der Physik unterliegen. Wiederum erklärt Altvater weder, worin eigentlich genau die Aussage eines anthropomorphisierten 2. Hauptsatzes liegt, noch, worin sein Geltungsanspruch besteht. Nichtsdestoweniger führt er ihn als Beweismittel für eherne Grundbedingungen an.

Weiter: *Fortschritt, Industrialisierung und Modernisierung in bestimmten Weltregionen sind mit einem Zugewinn an Ordnung verbunden, dem jedoch die energetische und stoffliche Vergrößerung der Unordnung, das Chaos in anderen Weltgegenden entspricht. Industriegesellschaften eignen sich also die für ihre Ordnung entscheidenden Energien und Stoffe aus Syntropieinseln an und sie sorgen für eine globale Streuung der bei der Stoff- und Energietransformation produzierten Entropie. Zugespitzt: Syntropie ist lokal und regional, Entropie ist global* (PW).

Schlichter ist es genauso richtig: Industriegesellschaften (vornehme Umschreibung für kapitalistische Gesellschaften) zocken die Rohstoffe, die sie benötigen, irgendwo ab und deponieren ihren Müll entweder in Afrika oder blasen ihn in die Atmosphäre, verteilen ihn also überall da, wo es ihnen gerade paßt.

Demokratische Gesellschaften sind, da sie nur noch das Kriterium des unbedingt gleichen Staatsbürgers kennen, folglich sozial hoch entropisch. ... Denn hohe soziale Entropie ist mit historisch einzigartiger Konzentration von niedriger stofflicher und energetischer Entropie in der Form der Gebrauchswertmengen verbunden, die Industriegesellschaften zu Konsum- und Wohlstandsgesellschaften machen. Die industriegesellschaftliche Regulationsweise gerät daher unbedingt an Grenzen, wenn infolge der Überlastung von Ressourcen die Syntropienutzung und Entropieabfuhr erschwert oder gar unmöglich werden (PW).

Das ist nicht falsch, läßt sich aber wieder einfacher sagen: In demokratischen Gesellschaften sind alle gleich und historisch einzigartig reich. Schluß mit lustig ist, wenn die Rohstoffe mal richtig Zaster kosten und der Müll da bleibt, wo er produziert wird. Unsinnig ist der Pluster-Begriff soziale Entropie.

Als Bedingung für eine ökologische, soziale und demokratische Ordnung nennt Altvater: *Erstens wäre eine soziale Differenzierung auszubilden, die nicht auf der Entropie-Resistenz einer »Apartheid-Gesellschaft« beruht. Eine institutionelle Differenzierung mit einer Vielfalt individueller Lebensentwürfe und sozialer Lebensweisen in einer zivilen Gesellschaft, basierend auf den Prinzipien von Gleichheit, Freiheit und Partizipation, könnte die hohe soziale Entropie der (fordistischen) Industriegesellschaft reduzieren. Zweitens müßte die Zufuhr von Ressourcen und die Abfuhr von Emissionen*

(Syntropienutzung und Entropieabfuhr) verringert, also die ökologische Beanspruchung der Sphären der Natur zur Kompensation der hohen sozialen Entropie radikal gesenkt werden (PW).

Diese Passage enthält zwei Aussagen. Erstens: Wir sind alle ganz verschieden. Schluß also mit der nivellierenden Mittelstandsgesellschaft. Altvater ist hier nicht weit entfernt von Biedenkopfs Differenzthese und den Aussagen des »communitarism« zu einer Binnengliederung von Gesellschaft. Seine Terminologie fügt sachlich nicht viel hinzu, der Unterschied besteht im sprachlichen Mehraufwand.

Der zweite Teil des Abschnitts aber ist eine Tautologie: Ökologisch sei also eine Ordnung, wenn sie sauber ökologisch sei. Im übrigen wird hier nur formuliert, was mittlerweile als Ziel allen politischen Richtungen gemeinsam ist, man mag auch über die Mittel, über welche sich Altvater weitestgehend ausschweigt, uneins sein.

Er entwirft folgende Perspektive: *So wie der Übergang zu fossilen Energieträgern eine neue Gesellschaft möglich gemacht hat, den industriellen Kapitalismus nämlich, so kann der Übergang ins solare Zeitalter nur gelingen, wenn eine solare Produktionsweise entsteht* (PW). *... Für die solare Revolution muß eine geringere Zeitspanne* (als 200 Jahre, R.B.) *veranschlagt werden, denn sonst könnte es geschehen, daß sie auf menschenleerer Erde stattfindet* (PW).

Das scheint eine interessante Revolution zu sein, die völlig ohne Menschen auskommt. Da sowieso das historische Subjekt abhanden gekommen ist, ist sie vielleicht das momentan attraktivste Angebot.

Ergänzend zu dieser entropischen Imponierprosa streut Altvater modische Worthülsen wie *Selbstähnlichkeit, seltsamer Attraktor* etc. aus der sogenannten Chaos-Theorie ein. Um sie ist es in der Physik – weniger im Feuilleton – nach den großen Worten erstaunlich ruhig geworden. Ihre physikalische Aussagekraft hat sich als sehr eingeschränkt erwiesen, da sie hauptsächlich zur Erklärung von »IBM related phenomena«, also den vielgezeigten Computergraphiken, dient.

Natürlich versichert Altvater, daß die Adaption physikalischer Begriffe *riskant* sei, daß Gesellschaften keine geschlossenen Systeme und die Aussagen nur als Analogien zu verstehen seien. Eine Analogie bezieht sich auf verschiedene Dinge, aber gleiche Verhältnisse. Worin diese bestehen sollen und worin der Erklärungswert besteht, müßte Altvater erst einmal erklären. Das hindert ihn jedoch nicht daran, seine apodiktischen Aussagen mit der Weihe naturwissenschaftlicher Notwendigkeit vorzutragen und gegebenenfalls mathematische Gleichungen zur angeblichen Unterstreichung des Sachverhalts zu verwenden. Daß dabei die Erklärung von Variablen gar nicht oder erst später erfolgt (z.B. *W* in PW 58 oder *Y* in ZM 124), offensichtlich falsche Klammersetzung vorliegt (PW 99) und Gleichungen schon aus Dimensionsgründen falsch sein müssen (ZM 258), zeigt nicht nur die schlechte Lektorierung der Bücher, sondern auch, daß die Gleichungen bei Altvater einen anderen Zweck haben: Sie sind Stilmittel.

Entropie als Fetisch

Die zentralen Aussagen Altvaters in *Der Preis des Wohlstands* lassen sich knapp zusammenfassen, ohne daß der Entropie-Begriff bemüht werden müßte: –

Die fossilen Ressourcen dieser Welt sind begrenzt, und die Umwelt wird zunehmend geschädigt. –

Entwicklung bedeutet Ressourcenverzehr und Abfallproduktion, Entwicklung und Umwelt sind daher ein Gegensatz. –

Das fordistische System bezieht seine Attraktivität und Stabilität aus der Verankerung des Massenkonsums. Dies ist an Ressourcenzugriff und Entsorgung des Abfalls gebunden. –

Dieses Konzept ist nicht globalisierbar. Man versucht daher,den jetzigen Zustand in der neuen Weltordnung zu konservieren. –

Auf Dauer führt dies in den Ruin. Wir brauchen daher eine solare, d.h. wesentlich technische Revolution.

Unabhängig davon, ob diesen Aussagen zuzustimmen ist, gewinnen sie keinen Deut an Plausibilität, wenn sie thermodynamisch verklausuliert werden. Der Grund für Altvaters Vorgehen muß daher woanders liegen. Aus der (derzeit begründbaren) politischen Einschränkung auf Reformen im Kapitalismus folgt bei ihm eine unnötige theoretische Verkürzung. Eine Analyse der ökologischen Frage, die nur noch im Horizont der kapitalistischen Formation oder manchmal auch nur im Horizont einer Periode innerhalb derselben (z.B. Fordismus) operiert, muß zwangsläufig formationsspezifische Bestimmungen der ökologischen Frage in den Bereich der ersten Natur rücken. Der Schlüssel für diese Naturalisierung ist bei Altvater der Fetisch Entropie. Mit ihm braucht nicht mehr zwischen Industriegesellschaft und Kapitalismus, zwischen industrieller Serienproduktion und Massenproduktion, zwischen an Tauschwert gebundener Entwicklung und Entwicklung überhaupt unterschieden werden. Mit ihm sind Unordnung und Chaos nicht mehr die Folgen einer Gesellschaft, deren Entwicklung hinter dem Rücken der Produzenten und Produzentinnen verläuft, und mit ihm wird die zweite Natur des Kapitalismus zur ersten.

Was bleibt?

Die beiden Bücher (PW, ZM) sind, wenn überhaupt, nur mit gutem Willen zu lesen. Dennoch gibt es Teile, in denen Altvater interessante Fakten gekonnt kompiliert: etwa das Kapitel über historische Schuldenzyklen (ZM) oder die Beschreibung der fordistischen Entwicklung (Kap. 3 in PW). Den selbstgestellten Anspruch einer Analyse der ökologischen Problematik kann Altvater nicht einlösen – im Gegenteil. Folgende Fragen bleiben offen: –

Industrielle Serienproduktion kann nicht auf ihre kapitalistische Erscheinung, die Massenproduktion, reduziert werden. Die formationsunabhängigen ökologischen und stofflichen Restriktionen sind mit Altvaters Entwurf nicht geklärt. –

Die ökologische Frage impliziert die Frage nach den gesellschaftlich bestimmten Verhältnissen zu Gegenständen – Mo-de, Vermüllung, »moralischer Verschleiß« (Marx). Die Analyse dieser Formen und des bürgerlichen Begriffs des Reichtums überhaupt bleibt bei Altvater völlig unterbelichtet. Lothar Kühne hat dazu Kategorien wie »die kommunistische Potenz der Serie« oder der »Behutsamkeit« diskutiert (in: »Gegenstand und Raum«, Dresden 1981). Der inhaltlich und sprachlich stark DDR-bezogene Ansatz könnte aktualisiert werden. –

Die Globalisierung der Banken und damit des Zinses ist bei Altvater eine Restriktion, die die Entwicklungsmöglichkeiten entscheidend beschneidet. Wie die innerkapitalistische Alternative zu dieser Regulation des Geldes aussehen soll, bleibt offen. Unabhängig davon ist dies auch nur ein Aspekt des globalen Kapitalismus. Es fehlt eine Beschreibung und Erklärung sowohl der Hochfinanz als auch der Akkumulationsdynamik überhaupt. –

Wer schließlich Altvaters Beschränkung auf innerkapitalistische Reformen nicht teilt, muß Antwort geben können auf die Frage: Was heißt Kritik der politischen Ökonomie heute?

Nicht lösbare theoretische Probleme veranlaßten einst Ricardo, sich von der Ökonomie ab- und der Chemie zuzuwenden. Der Physik mag sich heute zuwenden, wer die Probleme heutiger Gesellschaftskritik, speziell der politischen Ökonomie, nicht für lösbar hält. Mittels der Physik diese Probleme lösen zu wollen, verkennt schon die Probleme.

*Alle kursiven Passagen sind Zitate von Elmar Altvater

Dieser Beitrag erschien zuerst in: »Weißenseer Blätter«, Nr.1/1993

Ralf Blendowske ist Physiker und lebt in Siegen

Konkret 04/93, S. 46

Christel Dormagen

Biologisch abbaubar

Kunst-Schöpfer versus Natur-Schleim: Die amerikanische Professorin Camille Paglia ist die übersollmäßige Bauchrednerin des reaktionär-frauenfeindlichen Rollbacks in der westlichen Welt

Es heißt, sie sei ein *shooting star* der intellektuellen Öffentlichkeit. Und wahrhaftig, sie ballert, daß es nur so knallt. Und wenn sie uns mit ihren Satz- und Thesengeschossen fast betäubt hat, legt sie noch eins drauf. Das Dauerbombardement wird immer großkalibriger, immer fundamentalistischer und – immer monotoner. Am Schluß können wir nur noch zwei Sorten von repetierten Einschlägen unterscheiden, und die hat sie uns schon im Zuge ihres Eröffnungs- oder besser Präventivschlags mitgeteilt: Die Frau ist Naturschleim. Peng! Der Mann formt Kunst. Peng! Als Wall gegen sie, die Naturgleich-Frau, in deren Mahlstrom er sonst versinken müßte. So und nicht anders ist es, und so war es seit Urzeiten, oder, ein bißchen präziser, seit wehrhafte Männer in Ägypten zum ersten Mal ihren »westlichen Blick« auf den bedrohlich wuchernden Urschlamm warfen und Kunst als identitätsstiftende Kontur schufen.

Das wiederum hängt unmittelbar mit dem männlich gen Himmel geschleuderten Urinstrahl zusammen, einem ersten ichsetzenden »Transzendenzbogen« gegen die amoralische Vampirmutter Natur. Frauen dagegen sind schon bei diesem Geschäft nichts als dumpfe Erdhockerinnen. »Ich werde zeigen, daß alle Kulturleistung eine Projektion, ein Ausweichen in apollinische Transzendenz ist und daß die Männer anatomisch für solche Projektionen prädestiniert sind.« Biologie ist wieder mal Schicksal.

Frauen – wir begreifen es schnell – kommen ›naturgemäß‹ schlecht weg bei Camille Paglia, der amerikanischen Professorin italienischer Abkunft. Auf die ist sie mächtig stolz, weil sie ihr den heidnischen Sinn erhalten habe. Der aber, so beklagt sie wortgewaltig und selbstbewußt, wurde in jahrtausendlanger christlich-jüdischer Sisyphusanstrengung unter den kulturellen Teppich gekehrt. Von wo er, Göttern sei Dank, als Verdrängtes natürlich um so machtvoller wiederkehrt und aus sämtlichen Männerkulturleistungen hervorlugt. Ja, eigentlich ist unsere ganze westliche Zivilisation eine einzige mühselige Kompromißbildung, ein Bändigungsversuch der Hölle roher Weibsnatur, die bei Paglia als »das Chthonische« mehr hermacht. Schon »in jeder prämenstruellen Frau, die um ihre Fassung ringt, ringt erneut der Himmelskult mit dem Erdkult«, Apollon mit Dionysos. Das Schöne nämlich, das Feminine, »der ästhetische Sinn (sind) wie bislang alles andere auch, Resultat eines Ausweichmanövers vor dem Chthonischen«.

Damit wären wir beim Gegenstand des ersten Bandes von Paglias Mammutunternehmen angelangt, der Literatur. Und eines muß man diesem in vieler Hinsicht erschlagenden Opus lassen: Wie sie da frecherdings aus dem Nichts auf die Bühne springt und eine 800 Seiten lange Tour de force inszeniert, selbstverständlich mit ihr als transvestitischem Großen Magier im Zentrum, das kann einem schon die Sinne verwirren und den Verstand rauben. Am erstaunlichsten aber ist, daß sie die Literaturgeschichte zu ihrem Gegenstand gemacht hat, ein Feld von meist geradezu erschreckender Langeweile. Gemeinhin widmen sich ihr eher verschnarchte Professoren, wenn sie tapfer ihr verdienstvolles Alterswerk aus dem Zettelkasten zusammenfädeln.

Als Studentin der Geisteswissenschaften – im Amerikanischen heißen sie Humanwissenschaften – hätte ich sicher begeistert ihre Vorlesungen besucht. D.h., wenn ich gekonnt hätte, doch der Lehrkörper war ja männlich, und Paglia erzählt uns, warum. Sie hätte mich wohl schon als Erscheinung betört, so hochstilisiert und selbstverfertigt dämonisch, wie sie offenbar derzeit durch die Medien der USA tourt. Und dann ihre Thesengeschosse: »Der Marxismus ist die ödeste der von Angst diktierten Reaktionsbildungen gegen die Macht der chthonischen Mütter.« Toll! »Sexuelle Befreiung, diese trügerische Fata Morgana, mündet in Trägheit und Abstumpfung ... Unterdrückung schafft Sinn und Ziel.« Klasse! »Shakespeare ist an Psychologie, nicht an Pornographie interessiert.« Genau! »Die Romantik sieht in der Hierarchie eine auf Unterdrückung angelegte gesellschaftliche Fiktion. Biologisch ist der Mensch aber ein der Hierarchie verhaftetes Tier.« Wahrscheinlich! »Der Sadomasochismus ist ein Symptom des kulturellen Verlangens nach Hierarchie.« Prima! »Spenser schuf das künstlerische Vokabular der englischen Dichtung und nutzte es für Meditationen über Natur und Gesellschaft, über Sexualität, Kunst und Macht.« Donnerwetter! »Es gibt keinen weiblichen Mozart, weil es keinen weiblichen Jack the Ripper gibt.« Wahnsinn! »In der Kunst ist alles, Sexuelles oder Asexuelles, geprägt von Weltanschauung und Naturverständnis.« Mein Reden! »Der Mensch liegt in den Ketten von Sexus und Natur.« Au weia! »In ihrer Selbstüberheblichkeit hat die Literaturwissenschaft die Bedeutung der Sprache für die westliche Kultur weit überschätzt.« Darauf muß man erst mal kommen!

Da steht sie auf ihrer kryptoheidnischen Kanzel und schmettert ein: Heilig, heilig, heilig ist die Natur! Und wehe dem, der Quatsch macht mit ihr. »Oscar Wilde scheint für die Freiheit der Einbildungskraft zu kämpfen, aber seine respektlosen Bemerkungen über die Natur unterschätzen deren Macht. Ich kann mir vorstellen, daß er seinerzeit zu viele schicke Partys besucht hat, was für seriöse Schriftstellerei immer verhängnisvoll ist.« Jawoll!

Damals, wie gesagt, hätte ich ehrfürchtig all diese Nullsätze aufgeschrieben und Paglias ellenlange Vorlesung über nichts weniger als den Kulturgüterbestand der gesamten westlichen Welt wohl in einer Art Trance durchgehalten. Wie da die Frau Professor als verhinderter homosexueller Mann (ihm nämlich ist das Glück der größtmöglichen Ferne zur Frau beschieden) uns in bester Marktschreiermanier die angemoderten Dauerbrenner der Weltliteratur vor Augen zaubert, als seien sie frisch vom Baum der Erkenntnis gepflückt! Ihr Trick ist dabei ein doppelter. Er besteht gerade nicht darin, daß sie aus unentdeckten Werken unentdeckter Autoren eine hyperneue Literaturlesart bastelt, sie läßt vielmehr unverschämterweise Bekanntes mit Bekanntem kollidieren. Da ist einmal die uralte dichotome Geschlechtertheorie von der Frau-Natur als dämonischer Gallertmasse und der Mann-Kunst als Schöpferwerk: Sie, die Frau, ist immer schon formlos vorhanden (»Die Frau muß nicht werden, sie braucht nur zu sein«), er aber muß sich und die Welt erst gegen sie erschaffen (»das Maskuline muß Tag für Tag gegen seine Effeminierung ankämpfen«). Und da ist zum anderen der Kanon großer Weltliteratur, von Homers »Odyssee«, Ovids »Metamorphosen« und Euripides' »Bakchen« über Spensers »Faerie Queene« und Miltons »Verlorenem Paradies« bis zu Versepen, Balladen und Gedichten von Blake, Coleridge, Byron, Keats, Swinburne etc. – lauter Werken, um die man wegen ihrer Lesezumutungen als Studentin einen entschiedenen Bogen machte. Natürlich kommen auch – in ressortübergreifendem Mix – fast schon zu Tode gedeutete Kulturgüter wie Nofretete, Shakespeare, Mona Lisa, Napoleon, Goethe und Elvis Presley vor. Und nicht zu vergessen de Sade. Denn – der Kampf findet, wie gesagt, auf dem Urgrund menschlicher Existenz statt, dem ewig unveränderlichen Schlachtfeld der Sexualität.

Mit einer Handvoll Schwerstbegriffen ordnet Paglia die chaotische Fülle, oder besser: gerade nicht. Denn vor allem will sie ja dem Chaos wieder zu seinem Recht verhelfen. Frauen und Männer, Dekadenz und Klassik, Gewalt und Angst, Ozean und Schwert, Schönheit und Schicksal, Trieb und Lust, Vagina dentata und Phallus, Freiheit und Barbarei, Gesellschaft und Irrationalität, Androgyne und Sadismus, kurzum: unten und oben, Himmel und Erde. Alles, alles ist immer wieder nur eine der vielfältigen »Masken der Sexualität«. In dieser schlichten Globalität paßt solch eine Dual-Patentetikettierung nun irgendwie im Grunde ungefähr immer. Und nach 800 Seiten wird es ohnehin einigermaßen egal. Zumal Paglias ganzer Erklärungszauber mit absolut ungedeckten Schecks jongliert. Im Zentrum stehen zwei Zombies: die Sexualität und die Natur. Ich wüßte nicht, wo ich die beiden je zu Gesicht gekriegt hätte.

Kein Satz übrigens beschreibt die Zauberin selber so gut wie der, den sie über Emily Brontë äußert: »Die Autorin steht wie eine Scharfschützin auf einer unsichtbaren Anhöhe und dezimiert spielerisch ihre Figuren«. Zum Abschuß freigegeben ist jeweils das, was lieb und sanft und fortschrittshoffnungsvoll daherkommt, Rousseau und die Feministinnen vorneweg. Und gut sind umgekehrt die Bösen – die Sadomasochisten, die Pornographen und all die anderen Schlangenbeschwörer. Daß Frauen da wenig Chancen haben, versteht sich von selbst. Es bleiben gerade mal Sappho und die beiden Emilys: Brontë und Dickinson. Und die auch nur als verkappte Männer. Denn – siehe oben – Frauen können keine Kunst. »Für Philosophie, Mathematik und Poesie braucht man nur Papier und Bleistift. Männliche Konspiration kann nicht als Erklärung für alle weiblichen Fehlschläge herhalten... Genie wird nicht durch gesellschaftliche Hindernisse unterbunden: es überwindet sie.«

Es könnte fast komisch sein. Kaum haben Männer gelernt, aus Höflichkeitsgründen nicht mehr zu sagen: Frauen sind doof!, übernehmen diese selber den Part. »Männer schlagen zurück« heißt der Titel eines jüngst erschienenen Buches von Susan Faludi, das den reaktionär-frauenfeindlichen Rollback in Amerika beschreibt. Paglia ist die übersollmäßige Bauchrednerin dieser Entwicklung. Und insofern ist die zu ihrem Buch mitgelieferte PR-Geschichte, die Autorin sei zehn Jahre lang vergeblich mit ihrem Manuskript hausieren gegangen, keine Rührstory vom verkannten Genie, sondern die von der rechten Theorie zur rechten Zeit. Eben jetzt nämlich braucht es angesichts weltweiter katastrophaler Verteilungskämpfe Komplizinnen, die qua passender Chaostheorie Frauen im globalen Gerangel schon mal aus dem Weg schaffen.

Frau Rambo, der neueste Shooting Star der westlichen Welt, fährt älteste Geschütze auf, und das Publikum ist begeistert über ihre Volltreffer. Die Frauen allemal. Obwohl wir, die wir neulich noch fast wie Menschen auf zwei Beinen gehen konnten, mal wieder ganz hinten und ganz unten landen. Aber das ist ja gerade das schöne. Denn – so lautet Paglias erstklassige Trostpreis-Philosophie: Männer sind bloß aus Schwäche genial. Und Frauen bleiben – wenn auch leider kulturell fruchtlos – als die eigentlich Starken zurück. Gerade weil sie naturreiner Urschlamm sind. Mit dem Gütesiegel »Biologisch abbaubar« geht's ab in den Orkus. Da hat Rambo Paglia glattweg die postpostpostkulturelle Welt-Naturformel geschossen. Wie Frauchen sich nämlich aus einem gesamtideellen Sieg allerfeinst ihre eigene Niederlage erschleimt.

Camille Paglia: Die Masken der Sexualität. Aus dem Amerikanischen von M. Berger, U. Enderwitz und M. Noll. Byblos Verlag 1992, 920 Seiten, 58 Mark

Christel Dormagen schrieb in KONKRET 8/92 über Gustave Flaubert

Konkret 04/93, S. 48

Jan Philipp Reemtsma

Ich habe gelesen: »Ära räki!«

oder Wie so etwas zustande kommt, da kann man nicht dabeisitzen

»Du mußt jetzt keinen Streuselkuchen essen«, sagte die Mutter und schob den Kuchenteller fast unmerklich näher. »Du hast schon als Kind lieber Salziges gegessen. Leider habe ich heute früh keine Seelen mehr bekommen.«/ »Ich will aber Streuselkuchen essen«, erwiderte der Sohn heftig. »Niemand ißt zum Nachmittagskaffee Seelen.« / »Du hast das aber früher getan«, versetzte die Mutter lächelnd. / Der Sohn biß verbittert in den Kuchen.

Daß Autoren, die zunächst gefallen haben, später mißfallen, kommt vor, und es muß, auch wenn das eine wie das andere recht unisono erfolgt, nicht an den Autoren liegen, nicht einmal an wirklicher Einmütigkeit der Rezensenten, es kann sich um ein reines Konjunkturerfordernis handeln, daß nun eben ein wenig gestürzt sein müsse, wo einst erhoben worden war. Robert Gernhardts Erzählungsband *Kippfigur* ist gelobt worden; Robert Gernhardts Erzählungsband *Lug und Trug* ist nicht gelobt worden, im Gegenteil. Die Titel der Rezensionen: »Bauchlandung mit abgelegten Witzen« / »Des fliegenden Robert Bauchlandung« / »Leid des Feuilletonisten« / »Lustlose Lügen« / »Große Hose« (Untertitel: »Animie-rende Kurzweil«) / »Nichts zu lachen« (Untertitel: »Robert Gernhardt vergißt sich«) / »Lug und Trug« (Kopfzeile: »Der Erzähler auf der Mittelstrecke – ratlos«).

Die so titelten, bedauerten, daß der Autor Gernhardt an Witz verloren habe, sich wiederhole und ähnliches. Als beispielhaft möge die Rezension von Andreas Isenschmid in der »Zeit« (Nr. 41/91) gelten, die mit »Was kann Gernhardt eigentlich nicht?« beginnt, um dann nach Zeilen voll des Lobes über die Vielseitigkeit und Qualität seines früheren uvres fortzufahren, nun könne er sogar den Leser langweilen: »Ich las, alles war wieder da, der schlanke Anschlag, gleich bei der Sache, ich war entzückt, ich zuckte leise zusammen, ›der auch‹ (es ging um Mutter und Sohn), ich grinste, las laut vor (es ging um Mann und Freundin), ich sagte ›genau‹, ich staunte und lächelte, ich nickte und stutzte. Ich legte die Stirn in Falten, ich konsultierte Freunde und kratzte mich am Kopf, ja war denn das die Möglichkeit, ich rieb mir die Augen, ich las (und las wieder), ich ächzte, las weiter und stöhnte und las nochmals, aber kein Zweifel war möglich, es blieb dabei, Gernhardt hatte geschafft, was ihm noch nie geglückt war, er hatte mich gelangweilt.«

Eigentlich ein bemerkenswerter Gefühlsaufwand, der da geschildert wird, um endlich zu sagen: wie langweilig! Kann das stimmen? Wird einer, der sich, wenn auch wider Erwarten, langweilt, stutzen, wenn er sich langweilt? Wird er die Stirn runzeln, Freunde konsultieren wie Ärzte, weil er doch so schrecklich somatisiert mit Augenreiben, Kopfkratzen, Ächzen, Stöhnen, und lesen, wieder lesen und wieder? »Woran liegt's?« fragt der Rezensent und antwortet: »Nicht an den Anfängen. Gernhardt ist ein Meister der Eröffnung. Wie er die Mutter-Sohn-Verklemmtheit samt Familienfest-Atmosphäre inszeniert ... – da ist kein Wurm nicht drin.« Wo ist, nach dieser Negation, der Wurm drin-drin? »Es ist, als traute sich Gernhardt, weil ja nun ernsthaft erzählt werden muß, witzmäßig nicht mehr richtig hinzufassen. Nur werden wir dafür leider erzählerisch nicht entschädigt.« Bemerkenswert. Der Rezensent sagt, daß er nichts zu lachen gehabt habe bei der Lektüre und stellt Entschädigungsansprüche. Dazwischen wieder der saloppe, irgendwie »szenige« Ton: »witzmäßig«. »Witzmäßig hinzulangen« wäre korrekter Slang, der Rezensent sagt unangenehm-unmetaphorisch: »hinzufassen«. Fühlte er sich berührt, als er nichts mehr zu lachen hatte, und will er dafür eine Entschädigung?

So beschreibt der Rezensent, wie die Geschichte mit dem Sohn und der Mutter weitergeht: »Der Sohn muß, weil arbeitslos, einen Porno übersetzen, aus dem uns Gernhardt dann liebevoll hochgepäppelte, nicht enden wollende Kostproben vorsetzt. (Wohingegen er in der Schilderung des psychologischen Zwielichts zwischen Mutter und Sohn etwas faul war. Wann merkt die Mutter, daß der Sohn von seiner Frau verlassen wird und an einer Pornoübersetzung statt einem Roman schreibt? Man kann da die Spuren raffinierter auslegen als der Autor es tut).« Nun ja – wenn denn wirklich das der Plot der Geschichte wäre, dann würde ich mir auch vor allem Witz wünschen. Nur hat der Rezensent, der immerhin auf einigen Zeilen uns eine Beschreibung seiner allergischen Reaktionen schenkt, in Wahrheit einfach unterschlagen, worum es in der ersten der drei Geschichten – jener, die ihn zucken macht – eigentlich geht.

Mir geht es auch um diese Geschichte. Einmal, weil es eine ausgezeichnete, durchaus »exemplarische« Geschichte ist (im normalen wie im literaturgeschichtlichen Sinne), und weil, zweitens, an ihr – weil sie so exemplarisch ist – die Bereitschaft der anderen Rezensenten, auch nur ihren Inhalt in groben Worten anzugeben, verschwindet. Gernhardts Geschichte beweist ihre Qualität nicht nur in sich selbst, sondern gleichzeitig in den Wirkungen, die sie bei ihren Rezensenten hervorruft: Zucken, Jucken, Stöhnen, Ächzen, und vor allem: Verschweigen des Inhalts der Erzählung.

»In der ersten Geschichte belügt ein Sohn seine Mutter. Das kann nicht klappen ... Sohn, der einen Pornoschinken übersetzt und einen Roman zu schreiben vorgibt ...« (Hubert Spiegel, »taz«, 16.11.91); »dem Sohn ist in ›Tübingen oder Belegte Seelen‹ die Liebe abhanden gekommen, die Freundin hat ihn für die Zeit ihres Exodus aus der gemeinsamen Wohnung vertrieben. Davon – und vom momentanen Broterwerb als Übersetzer von Porno-Schund darf die Über-Mutter nichts

wissen. Weiß sie aber doch. Ein quälerisches Wechselspiel beginnt – von Blicken und Andeutungen, Interpretationen und Finten« (Rainer Finne, »Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt«, 6.12.91); »ein Sohn täuscht seine Mutter, indem er vorgibt, an einem baltischen Familienroman zu schreiben; in Wirklichkeit übersetzt er Pornos« (Rüdiger Görner, »FAZ«, 23.10.91); »zum Beispiel der angeblich schriftstellernde Herr aus der Erzählung ›Tübingen oder Belegte Seelen‹. Der flunkert seiner Mutter vor, er würde an einem Roman arbeiten, während er tatsächlich und um Geld zu verdienen inzestuösen Pornoschrott aus dem Amerikanischen übersetzt. Dazu gibt es eine kaputte Beziehungskiste, Kindheits-Erinnerungen (autobiographisch?) und eine ironisch reflektierte Portion hausgemachter (Selbst-)Erkenntnisphilosophie« (Michael Becker, »Nürnberger Nachrichten«, 23./24.11.91); »in der Erzählung ›Tübingen oder Belegte Seelen‹ geht es nur sehr am Rande um Kulinarisches im Sinne des regional beliebten Salzgebäcks, welches der Titel antäuscht. Gernhardt berichtet statt dessen gleichsam mit belegter Stimme von den Seelenqualen eines Übersetzers von pornographischen Heftchenromanen, der Ferien bei seiner Mutter verbringt und während ihrer Bemühungen, ihn mit traditioneller Kost zu mästen, so tut, als ob er an einem Roman über seine Kindheit in Posen arbeite« (Widmar Puhl, »Welt«, 11.1.92); »berichtet wird von einem Mann, der ›Sohn‹ heißt und in Tübingen lebt, heimkehrt zu seiner Mutter, weil er sie wohl länger nicht gesehen hat, und vorgibt, an einem Roman zu arbeiten, der seine Kindheitsgeschichte mit der Flucht aus dem Baltikum und seine Mutterbeziehung aufarbeiten soll. Es handelt sich bei dem Manuskript, das er mit sich schleppt, sich immer wieder vornimmt, in dem er vom Morgen bis in den Abend herumliest und an dem er offensichtlich fleißig arbeitet, um eine anrüchige Lohnarbeit: die Übersetzung eines Pornos aus dem Englischen, was reichlich Gelegenheit gibt, aus diesem Werk zu zitieren ... Kommt hinzu, daß der Sohn gerade in Scheidung lebt – und auch dieses vor der Mutter zu verbergen sucht« (Karl Riha, »Frankfurter Rundschau«, 7.12.91); »die verkrachte Existenz eines brotlos gewordenen Redakteurs, der sich mangels besserer Ideen mit der Übersetzung amerikanischer Porno-Romane verdingt, seiner Mutter jedoch vorlügt, er arbeite derzeit an einem großen Familienroman« (Martin Jahrfeld, »Kreiszeitung Oldenburg«, 21./22.12.91); »der beruflich gescheiterte Sohn, der für einige Tage zu seiner stolzen Mutter heimkehrt, die ihn bei der Arbeit an einem Roman vermutet, während er an der Übersetzung einer Pornoschwarte arbeitet, weicht bei seinen Selbstgesprächen schließlich auch in die Handlungsebene seines Pornos aus unter Vorspiegelung von Übersetzungsproblemen natürlich , um den peinlichen Umstand zu kaschieren, daß er den stillen familienpolitischen Zumutungen der Mutter kaum gewachsen ist. Also erlebt er die Zeit des Besuchs bei ihr gleichsam auf zwei Ebenen: einmal als umsorgter und fügsamer Sohn, zum anderen als erotischer Anarchist, der es – zufällig – mit der Perversion familiärer Verhältnisse zu tun hat. Daß letztere seine Selbstgespräche ausfüllen, die Gegenwelt bilden gegen die aus Respekt eher schweigsame Beharrlichkeit der Mutter, ist dann wohl nicht zufällig. Das freilich läßt Gernhardt auf sich beruhen, denn wie so etwas zustande kommt, da kann man nicht dabeisitzen« (Jürgen Busche, »Süddeutsche Zeitung«, 12./13.10.91).

Kann man auch nicht verstehen, sowas. Also das mit der Mutter und dem Porno und der Lüge und der Trennung und dem Roman, das haben wir irgendwie begriffen, das mit der Perversion nicht so ganz. Außerdem waren da noch ein paar verlorene Zusatzinformationen: Der erlogene Roman sei ein Familienroman sive großer Familienroman, er behandle Kindheitserinnerungen (autobiographisch?), er handle von der Kindheit des Nicht-Verfassers in Posen, sei eine Kindheitsgeschichte mit Flucht aus dem Baltikum zur Aufarbeitung der Mutterbeziehung. Und »heimgekehrt« sei der Sohn. Dabei macht er in der Geschichte nur eine Art Wochenendurlaub.

Soweit die bundesdeutschen Rezensionen. In Wien las man es schon etwas anders: »In der ersten Geschichte möchte der Sohn von der Mutter endlich die Wahrheit über seine Kindheit während der Kriegsjahre in Posen wissen. Er schreibe an einem baltischen Familien- und Enthüllungsroman. ... In Wahrheit übersetzt er« – u.s.w. (Franz Loquai, »Die Furche«, 9.4.92). Die Wiener »Furche« hat immerhin das Zeug dazu gehabt, den Klappentext des Buches abzuschreiben: »Der Sohn möchte von seiner Mutter endlich die Wahrheit wissen über seine Kindheit während der Kriegsjahre in Posen. Er schreibe einen baltischen Familienroman. Woran er wirklich sitzt, ist die Übersetzung eines amerikanischen Pornos fürs Portemonnaie« – Klappentext, wie gesagt. Die »Basler Zeitung« hat es so: »Nur in ›Tübingen oder Belegte Seelen‹ – einem Vorgriff auf seine Biographie? – präsentiert sich Gernhardt auf der Höhe seines zweideutigen Humors und seiner Erzählkunst. Der Pfingstbesuch bei Muttern konfrontiert den Sohn auf doppelte Weise mit seiner Familiengeschichte. Eigentlich wollte er ja nur auf dem Land eine einigermaßen peinliche Auftragsarbeit – die Übersetzung des Inzest-Pornos ›Horny Girls‹ – zu Ende bringen; aber dann setzen ihm Mama und Anverwandte derart mit ihrer fürsorglichen Belagerung zu, daß er eine verhängnisvolle Notlüge erfindet: Er schreibe gerade am Roman der Familie. Der Arbeitstitel des ostdeutschen ›Vergangenheitsbewältigungsromans‹ läßt schwäbische Tanten, Kusinen und Mutter nichts Gutes ahnen; sie helfen der Phantasie des Sohns mit subtilen Drohungen, Erinnerungskorrekturen und tyrannischer Liebe auf die Sprünge, bis das gefährliche Buch-Phantom selber eine ganz neue Familiengeschichte zeugt.« Zeugt? Wie dem auch sei. Der Wiener »Standard« (22.11.91): »... um an der Übersetzung eines pornographischen Buches mit dem Titel ›Horny Girls‹ zu arbeiten. Von der Mutter befragt, gibt er an, einen Roman über seine Kindheit schreiben zu wollen. Eine Familiengeschichte mithin, die den Titel ›Die Menschenfresser‹ tragen solle. Das ruft schließlich nicht nur die Mutter vom Typ Immer-nur-das-Beste-gewollt auf den Plan, sondern auch die gesamte Verwandtschaft, die zu rätseln beginnt, wer mit ›Die Menschenfresser‹ gemeint sein könnte. Etwa die Polen, in deren Wohnung man im Zweiten Weltkrieg in Posen einquartiert war? Oder die Familie selbst? Im Diskurs zu dieser Geschichte brechen schließlich alle Verlogenheiten der Familiengeschichte auf, die

auch Deutsche Geschichte ist. Schließlich nennt Gernhardt seine Erzählungen ›exemplarische‹ Erzählungen.« Es ist schon noch ein bißchen komplizierter mit dem Lug und Trug, als es mit dem Diskurs zu sein pflegt, aber hier hat der Rezensent doch wenigstens vermocht, »das Thema« der Geschichte zu benennen.

Man lasse die Zitate noch einmal Revue passieren. Von zwölf Rezensionen ist es allein dreien, und zwar solchen, die im Erstdruck nicht in der Bundesrepublik Deutschland erschienen sind, gelungen, zu sagen, daß Gernhardts »exemplarische Geschichte« vor allem von dem handelt, was die Wortmünze von der »jüngsten deutschen Vergangenheit« nicht kaufen kann. Die andern haben alle den Teil der Geschichte hererzählt, in dem es um den verschwiegenen Porno (die »Schwarte«, den »Schinken«) geht, die Mutter gewürdigt (»der auch«!), vielleicht von der »kaputten Zweierkiste« was mitzuteilen gewußt. Dann sind sie verstummt, d.h. haben geschwiegen, die Krätze bekommen oder das Gerede von der »Perversion familiärer Verhältnisse« und irgendwelchem »Ebenenwechsel«.

Die Geschichte beginnt so: *Der Sohn sah hoch, da er den Blick der Mutter auf sich ruhen fühlte. Einen Lidschlag lang schauten die beiden einander an, dann hatte die Mutter ihre Augen bereits wieder auf ihr Strickzeug gesenkt. »Du willst keinen Kaffee«, sagte sie, aber der Sohn kannte die Mutter gut genug, um ihren Satz als Frage zu begreifen. Er erwog, sie wegen ihrer Ausdrucksweise zur Rede zu stellen, dann aber ging er wieder einmal – zum wievielten Mal? – den Weg des geringsten Widerstandes: »Doch, ich hätte gerne einen Kaffee.«**

Kein Wunder, daß es den Rezensenten schaudert, und wir schaudern gerne mit ihm. Aber hätte Gernhardt uns nur Szenen jener alltäglichen Entwürdigung gezeigt, die darin besteht, daß sich Erwachsene immer noch wie Söhne benehmen, dann hätte man sich gefragt, ob die Idee, den Sohn heimlich ums liebe Bare einen Porno übersetzen zu lassen, während er von einem Roman, an dem er arbeite, flunkert, nicht ein wenig bemüht sei und vor allem unnötig, bringt doch der ganz normale Umgang von Müttern, die weiter nichts sind als Mütter, und sohngebliebenen Söhnen genug Grauenhaftes und Komisches mit sich. Aber der Sohn übersetzt nicht nur einen Porno, sondern er tut das auch mit unzureichenden Mitteln: »Cassell's New German Dictionary« (vor dem mit Recht gewarnt werden kann). Das Lexikon enthält eine Reihe von Wörtern nicht, ohne die man nun mal keinen Porno übersetzen kann, zumal bei der Übersetzung sowohl Eindeutigkeit und Drastik als auch eine gewisse Fülle an Synonymen gefragt ist. Der Sohn läßt darum Leerstellen, und das sieht so aus: *Wallace gab ihremeine fachmännische Behandlung, doch Jody wollte mehr. Sie wollte seine Finger in ihrem , seinen harten, dicken .» meinen !« seufzte sie. Sie entzog Wallace zart ihren und spreiztedie auseinander. »Siehst du, Daddy? Siehst du das kleine ? Es will deinen spüren. meine !«* Im übrigen ist die Mutter diplomierte Übersetzerin aus dem Englischen.

Diese Auslassungen des »Eigentlichen«, dessen, »worum es geht«, kennzeichnen das Verhältnis von Sohn und Mutter. Eine längst fällige Aussprache – was ihr Gegenstand sein soll, wird gar nicht erst gesagt, es handelt sich um die Aussprache, die immer fällig ist und nie stattfindet – findet nicht statt. Früher war er zu jung, jetzt ist sie zu alt. Seine Erinnerungen an die eigene Kindheit kommen gegen den Anekdotenschatz der Mutter nicht an. Den Grund seines Aufenthaltes – er hat sich von seiner bisherigen Lebensgefährtin getrennt, bzw. sie sich von ihm, und er möchte nicht dabei sein, wenn sie mit seinem Nachfolger die bisher gemeinsame Wohnung leerräumt – verschweigt er. Seinen Job bei einer Zeitung hat er verloren und verdient sich Geld wie angegeben. Daß er gekündigt habe, um einen Roman zu schreiben, sagt er. *»Ich bin froh, daß du wieder schreibst«, sagte die Mutter, während sie ihr Strickzeug aufnahm ... »Es gehört bestimmt Mut dazu, eine solche sichere Existenz aufzugeben. Aber du hast schon immer deinen eigenen Kopf gehabt. Worum geht es denn in deinem Roman?« Der Sohn machte eine vage Handbewegung.*

Die Frage wird ihm noch mal gestellt. Die Mutter hat vor der ebenfalls zu Besuch in Tübingen weilenden Kusine und deren Tochter vom Roman gesprochen, und die sind neugierig. *»Sei so gut, Poiken, und gewähre uns einen Einblick in deinen Schaffensprozeß«, bat Gudrun und unterstrich die derbe Ironie ihrer Worte durch ein noch derberes Lachen. Um so ernster schaute die Mutter von der Belustigten zum Sohn, als wolle sie ihn zu vergleichbarer Ernsthaftigkeit anspornen. »Bring sie zum Schweigen«, las der Sohn aus ihrem Blick, »beweise, daß du wirklich ein Schriftsteller bist!« So kam viel zusammen, doch war es wohl vor allem der Spitzname seiner Kindheit, »Poiken«, der den Sohn dazu veranlaßte, sich als ernstzunehmender, erwachsener Mann des Wortes beweisen zu wollen. ... »Irgendwie kommt ihr, kommen wir alle in meinem Roman vor, ich meine, wir Balten«, sagte er aufs Geratewohl, da er lauter Balten um sich wußte. »Im Mittelpunkt steht die Geschichte eines Heranwachsenden, der im Bewußtsein der Überlegenheit seiner Herkunft erzogen wird und der erkennen muß, daß ... naja ...«* – er bricht ab, denn ihm fällt weiter nichts ein. *Der Sohn versuchte seinen vagen Worten durch entschiedene Handbewegungen mehr Eindringlichkeit zu verleihen, doch hätte er wohl von seinen Flunkereien abgelassen, wäre ihm die Kusine nicht mit grobem, baltisch breit dahinrollendem Geschütz in die Parade gefahren: »Aber Poiken! Du schreibst doch hoffentlich keinen Vergangenheitsbewältigungsroman?!«*

Es ist also bloßer Zufall, daß das Thema »Vergangenheit« zur Sprache kommt – aber dieses Thema ist das eigentliche der Erzählung. Genauer: Sie ist eine Studie über die vielen kleinen Zufälle, ihr Arrangement, ihre Schichtung, die jenes Zwangssystem ausmachen, das wir so »unser Leben« zu nennen uns angewöhnt haben. So wie der Spitzname den Sohn dazu bringt, die »gemeinsame Vergangenheit« als Romanthema auszugeben, so hat ebendiese gemeinsame Vergangenheit,

wiewohl unisono verschwiegen, alles Erinnern bereits zuvor determiniert, wie die ausgelassenen Wörter im Porno allein »den Sinn des Ganzen« deutlich machen. Der Porno selbst zum Beispiel, eine derbe Inzestgeschichte, bringt den Sohn dazu, in der Erinnerung nach ödipalen Gefühlen zu suchen, und er landet beim Kriegstod des Vaters. Wenn der Sohn darüber nachdenkt, welches der vielen möglichen Wörter er wohl für »cock« einsetzen soll, fällt ihm der kindische Name ein, mit dem die Mutter früher sein Genital zu bezeichnen pflegte, ihm fallen die rutschenden, weil von der Mutter zuvor sorglich aufgeknöpften Hosen auf dem Weg zum Klo ein, vorbei an der Küche, in der die polnische Köchin werkte, und die diffuse Scham des hilflos Blicken Ausgesetzten. Kinderängste zudem, Ängste vor einem verrufenen Haus, in dem »Menschenfresser« hausten. *»Kannst du dichnoch an die Menschenfresser erinnern?« frag-te er die Mutter, die ihr Strickzeug sinken ließ. »Welche Menschenfresser?« »Die in Posen.« »In Posen gab's doch keine Menschenfresser!« »Und warum hatte ich dann Angst vor ihnen?« »Du?« Ja ich, dachte der Sohn gekränkt. ... »Du hast schon als Kind gernenachgedacht. Immer bist du mit neuen Fragengekommen. Einmal hast du gefragt, wo der Speerbär wohnt und ob ein Bär überhaupt mit einem Speer kämpfen kann.« Der Sohn, der die Geschichte kannte, tat erstaunt. »Der Speerbär?« »So hast du das Wort Sperber ausgesprochen.« Die Mutter lächelte, und der Sohn lächelte zurück. ... »Kommen auch Tiere in deinem Roman vor?« fragte die Mutter.*

Also Tiere weniger, aber was dann? Das *doch hoffentlich keinen Vergangenheitsbewältigungsroman!* der Kusine nötigt dem Sohn ein »Genau das!« ab. Es folgt, was zu folgen pflegt. Der Sohn macht Andeutungen, weil er über »die Vergangenheit« natürlich auch nichts weiß, und die angesprochene Kusine wehrt sich gegen Vorwürfe, die explizit gar nicht erhoben worden sind. Von baltischem Standesdünkel spricht der Sohn, von aus ihren Wohnungen vertriebenen Polen. *»Ganz zu schweigen von den Juden.« »Aber wir Balten hatten doch nie etwas mit den Juden zu tun!« Die Kusine schaute regelrecht gekränkt in die Runde. »Ihr? Im Osten?« fragte der Sohn gedehnt.* Man geht dann essen. Angeheitert verfällt die Kusine vom Baltischen ins Schwäbische: *»I bin ganz arg gespannt auf doi Vergangenheitsbewältigungsromänle.«* Auch die Mutter äußert sich vor dem Schlafengehen: *»So ein Roman«, begann die Mutter, als sie sich bereits gute Nacht gewünscht hatten und jeder sein Zimmer aufsuchen wollte. »Ja?« »Ach nichts.« »Also dann nochmals gute Nacht.« »Ja, schlaf gut.«*

Am nächsten Tag kommt eine Tante zu Besuch, die hat es schon gehört und ist angetan. Ein Schriftsteller in der Verwandtschaft, und er schreibt den Roman der Familie. Wie Thomas Mann. Wie der Roman denn heiße? Der Sohn mußte nicht lange nachdenken. *»Die Menschenfresser«, log er. Das gefiel der Tante, schien aber die Mutter derart zu ängstigen, daß sie ungewohnt deutlich wurde: Hinterher sei man immer klüger. Auch sei das keine Leistung, alles negativ zu sehen ... »Wir waren keine Menschenfresser, damals in Posen. Wir haben die Polen immer anständig behandelt.« Da erst begriff der Sohn und eilte sich richtigzustellen. Menschenfresser – das sei doch bloß eine Metapher!*

Und er erzählt das bißchen, was er an Erinnerungen hat, her: die kindlichen Ängste, die verlassenen Wohnungen, aus denen die Polen vertrieben worden seien – *»Hat nicht Onkel Walter sogar etwas erzählt von aufgedeckten Kinderbetten und zurückgelassenen Puppen?« – »Die Wohnung, in die wir kamen, war leer«, sagte die Mutter hastig.* Aber die Tante fühlt sich durch den Titel des erlogenen Romanes anders angesprochen. Sie widerspricht der Mutter: *»Nein, nein. Ihr hattet doch zwei Wohnungen in Posen, Erich und du. Über die erste habt ihr euch doch damals auf Tuttis Geburtstag so beklagt. Im Haus war doch noch diese Frau mit dem stechenden Blick, und der Besitzer, dieser feine, gebildete Herr, mußte ins Souterrain seines eigenen Hauses umziehen. Danach erst bekamt ihr die Wohnung in der Göringstraße, und in eure erste wurde dieser Rechtsanwalt reingesetzt, der Syndikus bei der AEG war.« Je abwehrender die Mutter die Hände hob, desto sicherer wurde die Tante ihrer Sache: »Ja, ich erinnere mich genau! Den haben die Polen doch dann 45 an seiner – also eurer früheren – Wohnungstür gekreuzigt. Menschenfresser! Ein guter Titel!«*

Die Tante schwelgt noch weiter in derartigen Erinnerungen an die mörderischen Polen, der Sohn verfällt in so stumme wie aufgeregte Ratlosigkeit, und ihm gelingt, was oft gelang, die Identifizierung mit den Opfern deutscher Verbrechen über das Gefühl, selber ein Opfer zu sein, und weiter geht es mit der Regression: *daß er eigentlich ganz andere mit diesem Wort meine, erwog der Sohn zu sagen, die Älteren, die Erwachsenen, die Autoritäten. Auf keinen Fall aber die Polen, die doch selber Opfer gewesen seien, Opfer wie er.* Doch die Tante macht weiter: *»Erzähl auch die Geschichte deines Bruders!« beendete sie eine längere Aufzählung polnischer Fahrlässigkeiten, Verfehlungen und Missetaten. »Erzähle, wie sie ihn fast umgebracht haben!«* Hier nun mag die Mutter nicht mehr: *»Ära räki!« sagte die Mutter so unverbindlich und unvermittelt, daß der Sohn unvorbereitet, ja ungläubig wahrnahm, wie diese Worte ihn und den Rest der Tafelrunde unversehens aus dem behaglich verschatteten Wohnzimmer an die kargen Orte und die harten Zeiten der ersten Nachkriegsjahre versetzten. Da hatte er das »Ära räki!« häufig gehört, zwei estnische Wörter, die Sprich nicht weiter! bedeuteten und besagten, daß es für die erwachsenen Gesprächspartner an der Zeit sei, der Kinder wegen die Sprache zu wechseln.*

Man spricht aber weiter. Über die polnische Köchin, an der der Kleine mit schleifenden Hosen vorbei mußte, zum Beispiel: *... da habe ein Mädchen noch von Glück sagen können, wenn es, anstatt für die Waffenproduktion zwangsverpflichtet zu werden, in einem deutschen Haushalt habe arbeiten dürfen. »Bei uns zum Beispiel?« fragte der Sohn. »Zum Beispiel bei uns«, antwortete die Mutter.* Ein polnisches Kindermädchen sei an Tuberkulose gestorben. *»Wie mordsgefährlich für den Jungen!« fiel die Tante ein. »Wie leicht hätte er sich anstecken können!«* Mordsgefährlich. Und die Sprecher zeigen auf einmal einen gewissen Hang zum Worte »Blut«. Natürlich hat die Lungenkranke Blut gespuckt, der Bruder war, nachdem

er im Krankenhaus fast verhungert sei, nur durch eine *Mutterblutinfusion* (man beachte das dreifach unkende u!) zu retten gewesen, und die polnischen Dienstmädchen – wie alt seien die gewesen? Achtzehn und vierzehn? *Die Mutter überlegte kurz, dann nickte sie. Ja – beide blutjung!*

Den Abend verbringt der Sohn allein vor dem Fernsehapparat. Er gerät in eine Sendung, Genre »Wissenschaftsreport«. Man sieht anatomische Präparate. Das Telefon läutet, ein unangenehmer Anruf der Mutter seiner Ex-Lebensgefährtin, auch der muß irgendwas vorgelogen werden, aber auch sie lügt ihm was vor, wie sich später herausstellt, inzwischen geht der Film weiter, und da er nicht weiß, worum es geht, zerfällt der wie die Erinnerung in einzelne merkwürdige Bilder: *Zugleich schaute er auf die Fernsehbilder, erst geistesabwesend, dann immer teilnehmender, ohne doch lange Zeit zu wissen, woran er da eigentlich Anteil nahm. Farbige Sequenzen, die weitere Präparate zeigten, ... waren durchsetzt von bewegten und stehenden Schwarzweißbildern, deren anheimelnd entrückte Aura fast das Grausige der Motive überstrahlte, die da gezeigt wurden: Wannen voll abgetrennter Arme und Beine, Köpfe gestapelt und immer wieder selbstbewußt in die Kamera blickende Autoritäten in weißem Kittel ... Das lächelnde Gesicht rückte näher, doch als es sich bereits in nicht mehr deutbare Hell-Dunkel-Felder aufzulösen begann, fuhr die Kamera nach unten... Dann war da wieder eine Helligkeit, eine Kugel, die zum Kopf wurde, je weiter sich die Kamera entfernte und enthüllte, daß der Schmunzelnde hinter einem Leichnam stand, einem nackten Kind, dessen bleicher Körper sich kaum von der weißgekachelten Wand und der hellen reflektierenden Tür abhob. ... Was er bereits beim zerstreuten Dechiffrieren der sprachlosen Bildfolgen gedacht hatte, wurde rasch bestätigt – nicht um Ruhmesblätter, sondern um Leichen im Keller der Wissenschaft ging es in diesem Report, um Nazi-Opfer, über deren Reste deutsche Wissenschaftler immer noch verfügten. Als Organ- und Knochenpräparate wurden sie bis auf den heutigen Tag in deutschen Schulen, Universitäten und Museen aufbewahrt.*

Während er das sieht, phantasiert der Sohn sich weiter in die Rolle des Opfers unter Opfern hinein, *als der flackernde Film einer Hinrichtung ihm unmißverständlich den Unterschied zwischen ihm und denen da vor Augen führte: Die waren alle tot, und er lebte.* Der Sohn ißt dabei einen Teller Sahnebonbons leer, den ihm die fürsorgliche Mutter hingestellt hat. Auch möchte er den Titel seines Romanes nun in *Der Sohn des Menschenfressers* ändern, dann aber fällt ihm ein, daß ihn auch nichts berechtigt, sich eine so besonders kenntliche Stellung zu geben: *Warum dann nicht der Sohn von Himmler, dachte der Sohn, warum nicht gleich der von Hitler? Lag die Schuld seiner Eltern etwa darin, nicht schuldig genug geworden zu sein? Nun war die Scham vollständig, jetzt gab es kein Halten mehr, hastig leerte der Sohn Teller und Flasche.* Eine Familienanekdote, in der ein futterneidisches Kind einer Tante, die viel Kuchen nimmt, zuzischt *»Fiß, fiß, bis du patzt«*, fällt ihm ein, und als er sich beim Zubettgehen vor dem Badezimmerspiegel wiederfindet, *regten sich noch einmal Widerstandsgeist und Überlebenswille, als er ... sich prüfend in die ein wenig blutunterlaufenen Augen schaute: Ihn derart mit Speis und Trank vollzustopfen, wo sie es doch selber gewesen war, welche ihn in der schweren Zeit dazu abgerichtet hatte, rundweg alles zu essen, was auf den Tisch kam! Wer, wenn nicht sie, mußte wissen, daß er eher platzen würde, als einen Rest auf dem Teller zu lassen!*

Am nächsten Tag reist er ab. Die Mutter begleitet ihn auf den Bahnsteig. Erinnerungen an die Flucht in den Westen teilt sie ebenso nachsichtig mit, wie sie in letzter Minute ein Photo aus des Sohnes Kindheit überreicht. Auf der Fahrt wird der Sohn dann herausfinden, daß die Mutter ein Telephongespräch mit der die Wohnung räumenden ExLebensgefährtin belauscht und seine Papiere durchstöbert hat, also rundum »Bescheid weiß«. – Der Schluß der Erzählung hat dann etwas aufs erste Lesen hin beinahe unpassend sowohl Dramatisches als auch Lebenshilfehaftes. Draußen gewittert es. *Und da, in einem leeren Zweiter-Klasse-Abteil der Bundesbahn, das sich mit mittlerer Geschwindigkeit durch eine Landschaft bewegte, der ihrerseits grell aufzuckender Lichtschein und ungestüme Böen den Anschein heftigster Bewegtheit gaben, überkam den Sohn eine Erkenntnis, die ihm blitzartig einleuchtete: Daß den Heranwachsenden die Forderung »Erkenne dich selbst« in Atem hielt, der Erwachsene jedoch dort seinen Anfang nahm, wo an die Stelle ichverfallenen Selbsterkenntnisstrebens das weltzugewandte Postulat »Erkenne die Lage« trat. Daß die Kinderfrage »Wer bin ich?« lediglich weitere Fragen nach sich zog – »Warum bin ich so?«, »Wer hat mich zu dem gemacht, was ich bin?« – , die Erwachsenenfrage aber »Was will ich?« lautete und zwingend Taten zur Folge hatte. Wie zum Beweis folgte grellem Aufleuchten und krachendem Donner prasselnder Regen, der die Scheibe erblinden ließ und das Abteil in gänzliche Finsternis tauchte. Noch ganz ergriffen schaltete der Sohn die Beleuchtung ein.* Er beschließt, den Porno nicht weiter zu übersetzen, sondern einen Roman zu schreiben. Den Titel *Die Menschenfresser* bringt er auch gleich zu Papier. Dann betritt eine junge Kanadierin das Zugabteil, und der Sohn beschließt, mit ihr anzubändeln. Ende der Geschichte.

Vom Nachteil der Historie für das Leben? Und carpe diem? Hier empfiehlt es sich, auf Gernhardts Stil zu achten. Gernhardt erzählt seine Geschichte nicht, er berichtet. Nicht »trocken« im Assoziationssinne von »staubig« oder »unlebendig«, sondern »dry« wie ein Wodka-Martini, bei dem das Überflüssige, der Martini nämlich, weggelassen ist. Der Gefahr, das eine mit dem andern zu verwechseln, entgeht Gernhardt durch Präzision der Wortwahl wie der Komposition des Ganzen. Wenn eingangs, wie zitiert, Mutter und Sohn »einen Lidschlag lang« einander ansehen, hat Gernhardt das Wort »Augenblick« einerseits nur durch ein Synonym ersetzt. Andererseits wird durch den »gewählteren« Ausdruck die Distanz zum Berichteten größer, die Personen werden gleichsam mit bewaffnetem Auge angeschaut. Schließlich setzt mit

dem offensichtlicher Physischen des *Lidschlags* das Thema der niedergeschlagenen Augen, der heimlichen Beobachtung, des Wegsehens ein. Wie das Thema, immer auf das der verschwiegenen, verleugneten Vergangenheit hinspielend, durch die Erzählung hindurchgeführt wird, mit den anderen verbunden – das nun kann das Referat nur, wie bisher geschehen, andeuten. Es gelingt Gernhardt dabei, alles zu vermeiden, was nach Tragik aussieht. Die Geschichte bleibt alltäglich, in ihrer Alltäglichkeit banal bis an die Grenze des Erträglichen und in fataler Koexistenz mit ihrem eigentlichen Thema stets konsequent lächerlich. So zwanghaft sich auch Gernhardts Figuren in ihrem System von Schweigen, Assoziationen, wechselseitigen Abhängigkeiten bewegen, so scheut man sich doch, hier von Verkettungen, gar schicksalhaften, zu sprechen, oder von »Verstrickungen«, und nicht nur, weil gerade die immer gleich zur Schreibhand sind, wenn über die »jüngste Vergangenheit« Wörter gemacht werden sollen. Die Zwänge setzen sich in Zufällen durch, und Gernhardt schreibt so, daß man das nicht vergißt.

Um so mehr könnte der Schluß im Eisenbahnabteil verwundern. Ein Gewitter zur Illustrierung einer Erkenntnis zu verwenden, ist ein derartig naives Stilmittel, zudem eines, das so gar nicht zum sonstigen Stil der Erzählung paßt – daß hier Naivität als letztes angenommen werden kann. Man muß allerdings genau lesen, und der Rezensent, der berufsmäßig zum Überfliegen von Texten angehalten ist, kann sich leicht blamieren. Von *grell aufzuckendem Lichtschein* ist da die Rede, und von einer Erkenntnis, die dem Sohn – na, was?: blitzartig einleuchtete. Und wie geht es weiter?: *Wie zum Beweis folgte grellem Aufleuchten und krachendem Donner prasselnder Regen, und es wird finster. Noch ganz ergriffen schaltete der Sohn die Beleuchtung ein.* Theaterdonner und das »Es werde Licht!« der Aufklärung als Anknipsen der Abteilbeleuchtung. Anstatt weiter zu fragen, woher er komme, nimmt sich der nun sich erwachsen wähnende Sohn vor, zu fragen, was er eigentlich wolle, und beschließt, einen Roman zu schreiben. Den Roman, den er der Mutter vorgelogen hat. Der Roman aber soll nichts weiter sein als eine Antwort auf die Frage: Woher komme ich? Ganz am Ende ist der Sohn dort angelangt, wo alles Fragen anfängt, und was er will, ist die eine Frage stellen: Mama, wo kommen die kleinen Kinder her? Und Gernhardt inszeniert draußen vor dem Abteilfenster Schöpfungsdonner.

Noch ein Wort zum Unisono der Rezensionen? Ich denke, ich kann es mir schenken. Statt dessen zum Schluß meine Lieblingsstelle in der Geschichte. Man erinnere sich an Lichtenbergs Satz von dem, der so sehr den Homer gelesen habe, daß er statt »angenommen« stets »Agamemnon« sagte. Bei Gernhardt macht der Sohn einen Mittagsschlaf im Garten der Mutter: *Kaum hatte er sich mit seinem Notizbuch auf die Luftmatratze gebettet, mitten im Garten, und der geradezu mütterlich wärmenden Sonne ausgesetzt, da fiel er auch schon in Schlaf. Das letzte, was er sah, war der rötliche Kater, der angespannt zitternd gegen den hölzernen Gartenzaun urinierte, und das letzte, was ihm einfiel, war ein wirrer Gedankengang, der beim Kater begann und bei jemandem endete, der derart konsumorientiert war, daß er stets »Colgate« las, statt »Golgatha«.*

*Alle kursiven Passagen sind Zitate von Robert Gernhardt

Robert Gernhardt: Tübingen oder Belegte Seelen, in: Lug und Trug. Drei exemplarische Erzählungen. Haffmans Verlag 1991

Jan Philipp Reemtsma schrieb in KONKRET 1/93 über Jean Améry

Konkret 04/93, S. 53

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Vor der evangelisch-kapitalistischen Talglichtrevolution warst du, Veterinär Krausebonese, unter Aufsicht der Arbeiter- und Bauernstaatssicherheit ein einigermaßen brauchbarer Pferdezehennägelbeschneider. Auch beim Bestempeln der Arschbacken toter Schweine mit dem Verzehrokay machtest du dich gesellschaftlich nützlich. Nun, nachdem dich die LPG-Gefallenen des Salzwedeler Zonenrands in die Bonner CDU-Hinterbank gewählt, läßt du die von der DDR in dir unterdrückte völkisch-rassistische Sau raus, in einer »Denkschrift zu nationalen deutschen Fragen Ende 1992«:

Volldeutscher im erlebbaren Sinne wurden wir Mitteldeutsche aber erst durch die Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion, als zum Namen Deutscher auch die in aller Welt vollgültige Deutsche Mark kam. Erst von diesem Tage an konnten wir diesen Nationalstolz im In- und Ausland zeigen.

***

Wir nach dem Kriege Geborenen sind Europäer unter Europäern und als Deutsche stolz auf unser kluges und fleißiges, sauberes und anständiges Volk. Wir brauchen uns nicht hinter anderen Nationen zu verkriechen, die in Vergangenheit und Gegenwart ihre eigenen Probleme mit Menschenrechten und Rechtsstaatlichkeit haben.

***

Charakterloser Internationalismus, selbstmörderischer Liberalismus und das Fehlen von Nationalstolz, nationaler Würde, nationaler Verantwortung, nationaler Ehre und nationaler Identität im gesamten linkslastigen Bildungssystem haben besonders in der Zeit der Verwahrlosung der religiösen Grundsätze und ethischen Normen verheerende Folgen auf die Jugend. Hinzu kommt die kriminell-militante Aggression von Medien, intellektueller Öffentlichkeit und verhetzten linken Jugendlichen, die jede gesunde nationale Regung in eine gleichermaßen kriminelle, aber rechte Ecke zu stellen versucht und das Wachsen einer gesunden nationalen Jugendbewegung verhindert, die unseren heranwachsenden Mädel und Jungen wieder inneren Halt, Achtung vor den alten Menschen, Achtung vor der deutschen Handarbeit, Achtung vor der deutschen Mutter, Achtung vor der deutschen Familie und Achtung auch vor dem verwundeten und wehrlosen Ausländer anerzieht. Eben das Fehlen all dessen, was man deutschen Edelmut, sittliche Größe, gesundes Volksempfinden und kerndeutsche Anständigkeit nennen kann.

***

Zur Asylkriminalität... Auch die Cranach-Bilder in Weimar wurden von Zigeunern gestohlen... Lösungen sind hier: Konsequente Haftstrafen, die in Deutschland verbüßt werden müssen... Und diese Bestrafung darf nicht in einem Gammel- und Lotterleben in Wohlstandsgefängnissen sein, sondern muß harte Arbeit zum Wohle der deutschen Gemeinschaft beinhalten, wie Straßenbau, Wegebau auf dem Lande, Arbeit in den Forsten, Gräben und Kanalbau u.ä. Die Medien sollten dann auch wöchentlich ausführlich über diese Art der Sühne berichten, um im Ausland klarzumachen, daß es für Kriminelle in Deutschland kein Schlaraffenland mehr gibt.

***

Im Nachklatsch dieses Nazidrecks heißt es:

Politische Freunde innerhalb der Union haben mich gebeten, in 10 Sätzen der Denkschrift vom 23.11.1992 Formulierungen zu verändern. Ziel dabei ist, mich und Gleichgesinnte vor den Fallstricken einer intoleranten Presse- und Parteieninquisition zu bewahren, die den Artikel 5 GG nur für ›politisch gleichgeschaltete‹ Intellektuelle gelten lassen will...

Ausgewetzt haben dir die populistisch etwas gewandteren Kameraden vom schwarzbraunen Haufen aber nur so komische Scharten wie den *Volldeutschen* und gestrichen haben sie dir bei der *Achtung vor dem verwundeten und wehrlosen Ausländer* die verfänglichen Adjektiva, so daß nur die Achtung vorm Ausländer an sich blieb.

Unangetastet und von keinem Weizsäcker und von keinem Geißler beanstandet aber steht diese Ungeheuerlichkeit:

Das sehr weitherzige deutsche Asylrecht beruht auf der schmerzlichen Erfahrung, die die verfolgten Juden in Deutschland 1933 – 1941 mit den Demokratien Westeuropas und Amerikas erleiden mußten. Monatelange Warteschlangen vor den Konsulaten aufgrund von sehr restriktiven Einwanderungsquoten sorgten dafür, daß bis Mitte 1941 nur etwa 200.000 ausreisewillige Juden aus Deutschland ins Ausland gelangen durften. Bis zum damaligen Zeitpunkt wurden die Juden nicht an der Ausreise gehindert, wie dies die kommunistischen Machthaber mit ihren unterjochten Völkern getan hatten, sondern durch die Demokratien der westlichen Welt wurde ihnen die Einreise nicht im erforderlichen Umfange gestattet.

Ohne Warteschlange vor dem US-Konsulat keine Auschwitzrampe... Bonesekrause, du tollzynischer Neonazihund, dem die Bachflöte und das Mendelssohn Bartholdy-Klavier und die Brahms-Geige fortzunehmen sind: In den Zwinger von Bautzen gehörst du, du tollzynischer Neonazihund.

Gestatten Sie eine Zwischenfrage, Blessing, Bundesgeschäftsführer der SPD? Ja? Also: Stimmen Sie, der Sie (unlängst/anläßlich) einer Versammlung von SPD-Mitgliedern erzählten, Hitler habe am 30. Januar 1933 *geputscht,* mit der Historie überein, daß man Ihnen ins Gehirn geschissen hat?

Konkret 04/93, S. 54

Ingrid Strobl

»Als zögen sie in den Krieg«

Vor 50 Jahren begann der Aufstand im Warschauer Ghetto

»›Als zögen sie in den Krieg‹, sagte ich zu meiner Kameradin Zipora Lerer auf unserem Posten. Plötzlich hielt ich uns für viel zu schwach, um etwas gegen eine so schwer bewaffnete Truppe auszurichten. Wie sollten wir gegen Panzer und Panzerspähwagen kämpfen? Wir hatten nur einen Revolver und bestenfalls eine Handgranate. Aber wir verloren den Mut dennoch nicht, sondern sahen unseren Mördern entgegen, um endlich mit ihnen abzurechnen.«
Simche Rathauser, Aktivist der jüdischen Kampforganisation im Warschauer Ghetto, ZOB

Am 12. Mai 1943, knapp einen Monat nach dem Beginn des Aufstands im Warschauer Ghetto, nimmt sich Szmuel Mordechai Zygielbojm in London das Leben. Zygielbojm, einer der Führer des Bund, der sozialistischen polnischen jüdischen Arbeiterpartei, war 1939 aus Polen geflüchtet und vertritt 1943 den Bund im polnischen Exilparlament in London. Seine Genossinnen und Genossen in Warschau informieren ihn (über komplizierte und lebensgefährliche Wege) ständig über die Ereignisse in Polen, damit er sie »der Welt« mitteile und »die Welt« dazu bewege, etwas dagegen zu tun. Zygielbojm informiert die polnische Exilregierung und die Alliierten über die Vergasungen in Chelmno und Treblinka – man glaubt ihm nicht oder will ihm nicht glauben. In seinem Abschiedsbrief schreibt er: »Die letzten Nachrichten aus Polen lassen deutlich erkennen, daß die Deutschen offenbar entschlossen sind, auch die letzten noch lebenden Juden in Polen mit grausamer Brutalität auszurotten. Hinter den Mauern des Warschauer Ghettos rollt jetzt der letzte Akt einer Tragödie ab, die in der Geschichte ohne Beispiel ist. ... Mit meinem Tod möchte ich zum letztenmal gegen jene Passivität protestieren, mit der die ganze Welt zusieht und es zuläßt, wie das jüdische Volk ausgerottet wird. Wie wenig ein Menschenleben heute gilt, weiß ich selbst. Lebend vermochte ich nicht viel zu wirken. Ich hoffe jedoch, daß mein Tod vielleicht dazu beitragen wird, jene aus ihrer Lethargie wachzurütteln, die selbst jetzt – im letzten Augenblick noch – vermöchten, die wenigen noch in Polen am Leben gebliebenen Juden zu retten.«

Am 2. Oktober 1940 erläßt der Gouverneur des Warschauer Distrikts Ludwig Fischer eine »Sonderverordnung über die Errichtung eines Ghettos in Warschau«. An die 450.000 Menschen werden in eines der alten jüdischen Arbeiterviertel gesperrt, in ein Areal, das ständig verkleinert wird, während sich die Zahl der Bewohnerinnen und Bewohner ständig durch Flüchtlinge aus anderen Städten und dem Umland erhöht. Die Deutschen umgeben das Ghetto mit einer drei Meter hohen Mauer, deren Tore streng bewacht werden. Es beginnt einer von mehreren Versuchen, die »Endlösung der Judenfrage« in die Praxis umzusetzen. Durch systematisches Aushungern, durch Zwangsarbeit und Seuchen soll die jüdische Bevölkerung der polnischen Hauptstadt vernichtet werden. Ein Jahr nach Errichtung des Ghettos sind 100.000 seiner Zwangsbewohnerinnen und -bewohner bereits gestorben. Doch im darauffolgenden Jahr entdeckt man, durch andere Versuche, daß mit Gas – erst Motorabgase, dann Zyklon B – Menschen quasi industriell vernichtet werden können, schneller, rationeller und sauberer als im Ghetto.

Im Juli 1942 beginnt die sogenannte erste »aktzia«, eine Liquidierungsaktion, die erst im September abgeschlossen wird: Etwa 450.000 Frauen, Männer und Kinder werden in das Vernichtungslager Treblinka verschleppt. Im Oktober 1942 schließen sich die verschiedenen Organisationen des jüdischen Widerstandes unter dem Eindruck der »aktzia« zur jüdischen Kampforganisation, der ZOB (Zydowska Organizacja Bojowa), zusammen. Der Hechaluz – die linkszionistische Jugendbewegung, mehrere gemäßigte zionistische Jugendverbände, die zionistische Arbeiterpartei Poale Zion, der sozialistische Bund und die Kommunisten – Gruppierungen, die bis zur traumatischen Erfahrung der »aktzia« nichts miteinander zu tun haben wollten und die um den politischen Einfluß auf die Ghetto-Bevölkerung konkurriert hatten, einigen sich darauf, daß ihre politischen Differenzen angesichts der Vernichtung des gesamten europäischen Judentums und der bevorstehenden endgültigen Vernichtung der eigenen jüdischen Gemeinschaft hinter die neuen Prioritäten zurückzutreten haben. Einzig der Kampfverband der Rechtszionisten, ZZW, schließt sich der ZOB nicht an. Im Aufstand kämpft er unabhängig, aber in strategischer Absprache mit dem ZOB-Kommando.

Anfang 1943 beschließt der Reichsführer SS, das Warschauer Ghetto müsse bis zum 15. Februar vernichtet werden. Am 18. Januar marschieren die Deutschen und ihre Hilfskräfte im Ghetto ein und stoßen auf Widerstand. Die Kämpfe dauern vier Tage, die »endgültige Vernichtung« wird vorläufig aufgeschoben: Eigene Verluste hatten die »Endlöser« nicht vorgesehen.

Das Ghetto bereitet sich nun auf die endgültige Liquidierung vor. Die Überlebenden der »aktzia« errichten ein System von Bunkern und Kanalisationswegen, die sowohl die Häuser untereinander verbinden als auch nach draußen, auf die »arische« Seite der Stadt führen. Die Kombattantinnen und Kombattanten der ZOB kasernieren sich, bauen in Schichtarbeit Handgranaten und Molotowcocktails.

In der Nacht vom 18. auf den 19. April 1943 umstellen die Deutschen das Ghetto mit Maschinengewehren und einer Kette polnischer Polizei. Gegen ein paar hundert mit Pistolen, Handgranaten und Molotowcocktails, ein paar Gewehren und einem einzigen Maschinengewehr bewaffnete Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfer und eine mit Äxten, Messern und ihren bloßen Fäusten ausgerüstete Bevölkerung treten an: ein Bataillon der Panzergrenadiere und eine Kavallerieabteilung der Waffen-SS, zwei Artillerieabteilungen und eine Pionierabteilung der Wehrmacht, eine Gruppe der Sicherheitspolizei, polnische Polizei, ein Bataillon der SS-Schule in Trawniki, ukrainische und lettische Hilfstruppen und die Feuerwehr.

Am vierten Tag der Kämpfe gehen die Deutschen dazu über, das Ghetto »auszuräuchern«: Sie setzen systematisch die Häuser in Brand und zwingen damit die Bewohnerinnen und Bewohner zur Entscheidung, entweder lebendigen Leibes zu verbrennen oder aus den Fenstern zu springen oder sich zu ergeben. Viele »wählen« die Selbsttötung. Als das Ghetto nur noch aus Ruinen besteht, beginnen die Eroberer mit dem Kampf um die Bunker. Am 8. Mai entdecken sie den Stabsbunker der ZOB in der Milastraße 18. Sie schießen Gasbomben in die Ein- beziehungsweise Ausgänge. Die meisten Mitglieder der ZOB-Führung töten sich selbst, um den »Endlösern« nicht in die Hände zu fallen. Einige wenige entdecken im letzten Moment noch einen Ausgang und können entkommen.

Der Leiter der »Großaktion« gegen das Ghetto, SS-Brigadeführer Jürgen Stroop, erstattet seinen Vorgesetzten jeden Tag schriftlich Meldung. Am 16. Mai, einen Monat nach Beginn des Aufstands, schließt er seine »Täglichen Meldungen« ab und formuliert seinen Abschlußbericht. Sein Auftrag ist nun offiziell erfüllt. In Wirklichkeit aber gehen im Ghetto vereinzelte Kämpfe noch bis Mitte Juli weiter.

Der 50. Jahrestag des Warschauer Ghetto-Aufstands wird eine gewisse Neugierde, möglicherweise sogar Interesse wecken an einem Thema, das von der deutschen Forschung und Publizistik (von Ausnahmen abgesehen) bisher erfolgreich ignoriert wurde. Wer zu diesem Thema arbeiten wollte, konnte das natürlich auch bisher, anhand der englischen, hebräischen, polnischen etc. Literatur. Nur in deutscher Sprache lag (von Ausnahmen wieder abgesehen) kaum Nennenswertes vor, bis auf eine 1958 in der DDR erschienene Übersetzung aus dem Polnischen von Bernard Marks *Der Aufstand im Warschauer Ghetto,* die, längst vergriffen, nur noch in der einen oder anderen gut sortierten Fachbibliothek zu finden ist. Nun, anläßlich des 50. Jahrestages des Aufstands, erscheinen zwei Bücher zum Thema in deutscher Sprache, genauer gesagt, in deutscher Übersetzung: Reuben Ainszteins Standardwerk *Jewish Resistance in Nazi-Occupied Eastern Europe* wurde von einer Arbeitsgruppe an der Universität Oldenburg übersetzt und soll Mitte 1993, so die Herausgeber Ahlrich Meyer und Jörg Paulsen, erscheinen – zur Subskription wird eingeladen. Einen Teil des 1974 in London erschienenen Werkes veröffentlichen sie (ergänzt durch weiteres Material) vorab, rechtzeitig zum Jahrestag, unter dem Titel *Aufstand gegen die Vernichtung. Die Revolte im Warschauer Ghetto*. Der Berliner Harald Kater-Verlag bringt, zum selben Datum, Marek Edelmans Text *Der Ghetto-Kampf* heraus. Edelman, der einzige Überlebende des Kommando-Stabes der ZOB, schrieb dieses Protokoll des Aufstands direkt nach der Befreiung, es erschien 1945 in Warschau in polnischer Sprache und ein Jahr später im Verlag des Bund in New York in englischer Übersetzung.

Marek Edelmans Zeugnis ist typisch für die (wenigen) Berichte, die sofort nach der Befreiung niedergeschrieben wurden: Die Verfasserinnen und Verfasser stehen noch unter dem Eindruck des Geschehens, haben aber bereits erfahren, daß das, was sie zu erzählen haben, Unglauben und Staunen hervorruft. So sind sie bemüht, noch das kleinste Detail festzuhalten, quasi als Beweisstücke in einem unsichtbaren Prozeß. Sie nennen die Namen aller Kameradinnen und Kameraden, und stets in Verbindung mit ihren Taten. Die Gemeinsamkeit und »Vermischung« des Kampfes sind zudem bereits Geschichte, die Überlebenden haben sich wieder in ihre einzelnen Organisationen eingeordnet, und jede dieser Organisationen ist bemüht, ihren eigenen Anteil an der Geschichte darzustellen (in Edelmans Fall den des Bund) – wissend oder befürchtend, daß dieser jeweils von den anderen vernachlässigt, wenn nicht sogar verfälscht werden könnte.

Diese Vorsicht mischt sich in Marek Edelmans *Der Ghetto-Kampf* mit der Trauer um die Toten, der frischen Erinnerung an das Grauen, dem Staunen über das eigene Überleben, dem Stolz auf den geführten Kampf. Als Edelman 40 Jahre später der Journalistin Hannah Krall noch einmal vom Aufstand erzählt, sind das Pathos und der Stolz verflogen zugunsten einer nüchternen und ernüchternden Sicht der Dinge. Der offizielle Held flieht von seinem Sockel und zieht dabei alle anderen mit, zum Entsetzen derer, die Helden auf Sockeln brauchen. Beide Bücher, Edelmanns *Der Ghetto-Kampf* und Kralls *Dem Herrgott zuvorkommen*, sind jeweils wichtige Zeugnisse einer Geschichte, die, wie alle Geschichte, nicht den professionellen Historikern alleine überlassen werden sollte.

Beziehungsweise denen, die davon überzeugt sind, es gäbe eine objektive, wertfreie Wissenschaft. Der Historiker Reuben Ainsztein arbeitet wissenschaftlich »korrekt«, täuscht aber nirgends vor, er beziehe nicht Stellung. Sein Werk ist eine Würdigung des jüdischen Widerstands. Ainsztein arbeitet vorwiegend mit dem Material, das ihm das Jüdische Historische Institut in Warschau zur Verfügung stellte. Das mag einer der Gründe sein, warum er die Rolle, die die Kommunisten bei den Aufständen spielten, leicht überschätzt und die des Bund, beispielsweise, unterschätzt. Angesichts der Tatsache aber, daß in vielen Darstellungen die Bedeutung der Kommunisten ganz oder beinahe ganz geleugnet wird, stellt Ainszteins

Hervorhebung eine notwendige Ergänzung dar. Und dank der Genauigkeit, mit der er Personen und Handlungen nach Organisations-Zugehörigkeiten ausweist (im Gegensatz zu vielen anderen Arbeiten, die gerne verallgemeinernd von »der jüdischen Jugend« sprechen), belegt Ainsztein die initiative und führende Rolle, die die sehr jungen Frauen und Männer der linkszionistischen Pionierbewegung, vor allem des marxistisch-zionistischen Haschomer Hazair (Der Junge Wächter) bei der Organisierung des Widerstands in den Ghettos spielten. Zwar wurden in den 20 Jahren seit dem Erscheinen seines Werks neue Quellen entdeckt und müßten daher einige Angaben revidiert werden, doch von diesen Einschränkungen abgesehen halten die Quellen stand.

Ainszteins Arbeit ist (neben mehreren ausgezeichneten Einzeluntersuchungen) noch immer das einzige umfassende Standardwerk zum jüdischen Widerstand in Osteuropa. Die Herausgeber der deutschen Übersetzung von *Jewish Resistance in Nazi-Occupied Eastern Europe* stellen das Werk zu Recht dem Buch Raul Hilbergs über die Vernichtung der europäischen Juden zur Seite, mit der gleichfalls berechtigten Bemerkung, es ergänze und korrigiere Hilbergs Bemerkungen über das Fehlen eines jüdischen Widerstands.

Was, von diesen beiden wichtigen Neuerscheinungen und einigen vielleicht interessanten Veranstaltungen abgesehen, wird nun die Aufmerksamkeit, die der 50. Jahrestag des Warschauer Ghetto-Aufstandes auch in Deutschland erregen wird, bewirken? In einem Deutschland, in dem ein Jude, der die Juden im Lande dazu aufruft, ihren Selbstschutz zu organisieren, laufend Morddrohungen ins Haus bekommt? Wo die Enkel der »Endlöser« auf dem Computer Juden-Vernichten spielen? Wo in Weimar die Gräber von Waffen-SSlern, den Aufsehern in Buchenwald, liebevoll restauriert werden, mit SS-Rang und -Titel auf dem Grabstein? Die unangenehmen Wahrheiten werden nicht oder nur gut »vermittelt« zur Sprache kommen. Das Unverständliche wird als solches beschworen und damit erneut verdrängt werden. Und die alte und überaus beliebte Frage wird wieder gestellt werden, auch von den Nachkommen der Mörder: »Warum haben sie sich nicht gewehrt? Warum gingen sie wie die Lämmer zur Schlachtbank? Warum gab es nur im Warschauer Ghetto einen Aufstand?«

Die Frage könnte geduldig beantwortet werden: Es gab in fast jedem Ghetto im besetzten Osteuropa eine Widerstandsorganisation, in vielen Ghettos kam es auch zu Aufständen. Zigtausend jüdische Frauen und Männer haben bei den Partisanen gekämpft. Und so weiter und so fort. Diese Antwort aber setzt diejenigen, die nicht bewaffnet gekämpft haben, ins Unrecht. Die Shoa, das Verhalten der Menschen, die von einer bis dahin nicht vorstellbaren Vernichtungsmaschinerie erfaßt und zermalmt wurden, waren keine Prüfung, für die irgend jemand Noten verteilen darf.

Die deutschen »Endlöser« brachten all ihre Gründlichkeit, ihren Eifer, ihr technisches Können, ihren Erfindungsgeist und ihr unerschöpfliches Arsenal an Desinformation, Einschüchterung und Terror zur Anwendung, um eine hilflose Zivilbevölkerung auszurotten. Die Alliierten waren seit spätestens 1943 anhand glaubwürdiger Dokumente darüber informiert, was in Polen geschah. Sie hatten zu entscheiden über verzweifelte Aufrufe, die Todesfabriken oder wenigstens die Schienenwege, die nach Treblinka, Majdanek, Auschwitz führten, zu bombardieren. Sie entschieden sich dagegen. Auch der Aufstand im Warschauer Ghetto, auch der Selbstmord von Szmuel Zygielbojm änderten nichts an dieser Entscheidung. Die Opfer aber werden gefragt, warum sie sich nicht gewehrt haben. Doch nicht genug: Der jüdische Widerstand wird, sofern er überhaupt wahrgenommen wird, nicht selten als argumentative Waffe gegen die Opfer gewendet: »Es war ja möglich, sich zu wehren, siehe Warschau.« Es war nicht möglich, oder nur wenigen und nur unter bestimmten Bedingungen. Und dieses Sich-Wehren war kein Sich-Wehren, um dem Tod zu entgehen, sondern eine Wahl der Todesart. In den 60er Jahren, als, anläßlich des Eichmann-Prozesses, das Verhalten der Opfer, wie er sagt, Thema auf jeder Party war, schrieb Elie Wiesel dazu:

»Bis heute wurden und werden die Juden für alles auf der Welt verantwortlich gemacht, für Jesu Tod, für Bürgerkriege, Hungersnöte, Arbeitslosigkeit und Revolutionen. Sie verkörperten das Böse. Jetzt werden sie für ihren eigenen Tod verantwortlich gemacht: sie verkörpern diesen Tod. Wir sehen also, das jüdische Problem stellt weiterhin eine Art Niemandsland des menschlichen Geistes dar, in dem jeder alles auf jede erdenkliche Art sagen kann – ein Spiel, in dem alle gewinnen. Nur die Toten sind die Verlierer. Und in diesem Spiel – mehr ist es wirklich nicht – ist es ziemlich einfach, den Toten Vorwürfe zu machen, sie der Feigheit oder Komplizenschaft (im wörtlichen oder übertragenen Sinne des Wortes) zu beschuldigen. ... Die Toten haben etwas anderes verdient als diese posthume Erniedrigung. ... Lassen wir sie in Ruhe. Wir sollten diese unbestatteten Leichen nicht ausgraben. Laßt sie dort, wo sie für immer sind, und laßt sie sein, was sie sein müssen: Wunden, ein unermeßlicher Schmerz, der Abgrund unseres Seins. Seid froh, daß sie nicht aufwachen, daß sie nicht auf die Erde zurückkehren, um über die Lebenden zu urteilen.«

Nach der ersten »aktzia« leben von den 500.000 Menschen, die im Warschauer Ghetto zusammengepfercht waren, noch 60.000. Knapp 40.000 davon offiziell registriert, der Rest illegal in Verstecken. Alte, Kinder, Kranke gibt es kaum noch. Die Überlebenden sind junge arbeitsfähige Frauen und Männer, die verstanden haben, daß sie nur übriggelassen wurden, um noch eine Weile Zwangsarbeit zu leisten. Sie müssen auf niemanden mehr Rücksicht nehmen: Die Wehrlosen, die Eltern, die kleinen Geschwister sind alle bereits in Treblinka ermordet worden. Sie haben keine Illusionen mehr und sind

nur sich selbst verantwortlich. So sind sie »frei«, den Tod zu »wählen«. »Die Leute schworen sich«, berichtet Emanuel Ringelblum, der Archivar und Chronist des Ghettos, »nie wieder werden uns die Deutschen ungestraft hier wegbringen. Wir werden untergehen, aber die grausamen Eindringlinge werden mit ihrem Blut für unseren Tod bezahlen. Wir brauchen uns keine Gedanken um unser Überleben zu machen, denn jeder von uns trägt sein Todesurteil bereits in der Tasche. Wir sollten besser daran denken, mit Würde zu sterben, im Kampf zu sterben.«

Würde ist den Aktivistinnen und Aktivisten des Widerstandes gleichbedeutend mit Kampf. Sie selbst sind schon vor der deutschen Besatzung politisch aktiv gewesen, sind es gewohnt, für ein Ziel zu kämpfen, wenn auch nicht mit der Waffe in der Hand. Nun gelingt es ihnen, die Überlebenden des Alptraumes für ihren Traum zu gewinnen: Die Überlebenden der ersten »aktzia«, in der 450.000 Menschen in den Tod getrieben wurden, schließen sich den Kämpfern an, die sie lange mit Skepsis betrachtet hatten.

Der Aufstand im Warschauer Ghetto wird zum Fanal. In den anderen Ghettos des besetzten Polen empfinden die Widerstandskämpferinnen und -kämpfer angesichts der Nachrichten aus Warschau eine Art Erleichterung: Die Mörder sind auf Widerstand gestoßen, der so wichtige Beweis dafür, daß auch die Juden kämpfen können, ist erbracht. Was sie von sich selbst verlangen, fordern sie auch von allen anderen: »Aufrecht« zu sterben, nicht »freiwillig« in die Gaskammer zu gehen. Heute sagen Überlebende wie Chaika Grossman, eine der Führerinnen des Widerstands im Bialystoker Ghetto, daß sie, was sie heute wissen, auch damals schon geahnt haben: daß es für die Masse der Menschen unmöglich war, zu kämpfen. Daß die Entscheidung, nicht in die Gaskammer zu gehen, für die meisten keine Entscheidung sein konnte, und daß diejenigen, die sie für sich selbst trafen, sich, dank ihrer Jugend und ihrer Zugehörigkeit zu einer politischen Organisation, in einer quasi »privilegierten« Situation befanden.

Was Stalingrad dem Widerstand im ganzen besetzten Europa bedeutet, das ist den Jüdinnen und Juden im Widerstand Warschau. Über ihr »Ghettograd« schreiben die Verfasser eines Memorandums des Bund an ihre Genossen in London. Die französische und belgische jüdisch-kommunistische Untergrundpresse reagiert auf die Nachrichten aus Warschau (die Radio London erst mit mehrwöchiger Verspätung bekanntgab) mit Aufrufen zur Verstärkung des eigenen Kampfes. Sie fordert die jüdische Jugend, die jüdischen Arbeiterinnen und Arbeiter auf, dem Warschauer Beispiel zu folgen: »Die Lektion von Warschau darf nicht ignoriert werden! Eure Brüder und Schwestern, die heldenhaft gefallen sind, würden euch niemals verzeihen, wenn ihr euch wie Sklaven verhaltet vor ihren Mördern, die auch die euren sind. ... Wo immer ihr auch seid, bildet Kampfgruppen!«, so ein Aufruf der Jüdischen Abteilung innerhalb der kommunistischen französischen Gewerkschaft CGT im Untergrund. Adam Rayski, Leiter der Jüdischen Abteilung der MOI, der Immigrantenorganisation der französischen Kommunistischen Partei, berichtet: »Das Beispiel der Juden von Warschau führte zu einer intensiven Rekrutierung neuer Kombattanten. Im Juni und Juli 1943 hat sich die Zahl der Aktiven in den bewaffneten Gruppen (der MOI, I.S.) fast verdoppelt, aber die ganze veränderte Geisteshaltung läßt sich nicht nur quantitativ messen.«

Neunzehnhundertdreiundvierzig ist das Jahr, in dem die deutschen »Endlöser« die industrielle Vernichtung intensivierten und das Jahr, in dem der Widerstand im besetzten Europa seinen Höhepunkt erreichte. Die zu diesem Zeitpunkt kämpften, waren (neben der Roten Armee und mit Ausnahme der großen Partisanenformationen und -Armeen in der Sowjetunion und in Jugoslawien) vielfach die Parias, Minderheiten, »Fremde«. In Belgien und Frankreich stellten die (in den Immigrantenverbänden der KPs organisierten) Arbeitsimmigrantinnen und -immigranten und politischen Flüchtlinge aus Polen, Rumänien, Spanien, Italien, Deutschland, Österreich, Ungarn einen großen und entscheidenden Teil des Widerstandes. Viele von ihnen waren Juden. Viele von ihnen wurden entdeckt, gefoltert, ermordet. In Polen waren es die Kämpferinnen und Kämpfer des jüdischen Widerstandes, die sich 1943 gegen die Deutschen erhoben, 1943, als, mit wenigen Ausnahmen, alle Ghettos in Osteuropa endgültig liquidiert wurden. Von den fast dreieinhalb Millionen polnischen Juden überlebten knapp 500.000. 1943 ist das Jahr von Stalingrad und damit der Hoffnung auf eine Wende im Krieg. Und es ist das Jahr, in dem für die jüdische Bevölkerung in weiten Teilen Europas die Uhr abläuft. Als 1944 die zweite Front endlich eröffnet wird, die westlichen Alliierten im besetzten Europa landen, als die Rote Armee die Deutschen in Richtung Westen zurücktreibt, gibt es von Lyon bis Kiew kaum noch Juden, die sich darüber freuen könnten.

In seinem Abschlußbericht über die Großaktion gegen das Warschauer Ghetto würdigt SS-Brigadeführer Jürgen Stroop kameradschaftlich die Leistung seiner Männer: »Je länger der Widerstand andauerte, desto härter wurden die Männer der Waffen-SS, der Polizei und der Wehrmacht, die auch hier in treuer Waffenbrüderschaft unermüdlich an die Erfüllung ihrer Aufgaben herangingen und stets beispielhaft und vorbildlich ihren Mann standen. ... Wenn man berücksichtigt, daß die Männer der Waffen-SS zum größten Teil vor ihrem Einsatz nur eine 3- bis 4-wöchentliche Ausbildung hinter sich hatten, so muß der von ihnen gezeigte Schneid, Mut und die Einsatzfreudigkeit besonders anerkannt werden. ... Nur durch den ununterbrochenen und unermüdlichen Einsatz sämtlicher Kräfte ist es gelungen, insgesamt 56 065 Juden zu erfassen bzw. nachweislich zu vernichten. Dieser Zahl hinzuzusetzen sind noch die Juden, die durch Sprengungen, Brände, usw. ums Leben gekommen sind, aber zahlenmäßig nicht erfaßt werden konnten.«

Literaturhinweis:

Reuben Ainsztein: Aufstand gegen die Vernichtung. Die Revolte im Warschauer Ghetto, Berlin 1993;

Marek Edelman: Der Ghetto-Kampf, Berlin 1993;

Hannah Krall: Dem Herrgott zuvorkommen, Frankfurt/Main 1992;

Joseph Wulf: Das Dritte Reich und seine Vollstrecker. Die Liquidation der Juden im Warschauer Ghetto. Dokumente und Berichte, Wiesbaden 1989;

Ingrid Strobl: Sag nie, du gehst den letzten Weg. Frauen im bewaffneten Widerstand gegen Faschismus und deutsche Besatzung, Frankfurt/Main 1989

Ingrid Strobl schrieb in KONKRET 9/92 über den Film »BeFreier und Befreite« von Helke Sander

Konkret 04/93, S. 58

Susanne Fischer

»Deutschland für mich tot«

Die Figuren, die in Leo Perutz' Romanen Geschichte machen, sind Perückenmacher, Kanzleischreiber, untere Chargen. Ihre scheinbare Harmlosigkeit ist das Ergebnis einer Erzählkunst, die ein radikales Geschichtskonzept birgt

Gedankenlose Helden eilen in Leo Perutz' Romanen durch die Historie: Sie handeln nicht blind, sondern folgen durchaus bewußt eigenen Zielen, gleichzeitig sind sie jedoch ohne den Hauch einer Ahnung von dem, was sie da eigentlich anstellen. Sie sorgen 1917 in Rußland für den Tod des einflußreichsten Konterrevolutionärs und fragen sich bloß, warum dessen Leben gerade so lange dauerte, daß er ihnen noch zu einer Fahrkarte verhelfen konnte. Sie lassen in den napoleonischen Kriegen aus Geilheit und Eifersucht ein ganzes Regiment untergehen – ihr eigenes! – und glauben dabei fest an den bösen Geist des längst schon ermordeten Feindes, der für das bittere Ende zuständig sein soll. Oft bringen sie anderen Unglück; sie ziehen eine Spur des Verderbens hinter sich her und erzählen dazu Geschichten, die allerhand und meist das Gegenteil des Geschehenen behaupten. Kurz: sie machen Geschichte.

Das wäre vielleicht noch nicht weiter bemerkenswert, wenn es sich nicht meist um eben keine: Kaiser, Könige, Führer jeglicher Provenienz, sondern eher: Perückenmacher, Kanzleischreiber, untere Chargen handelte. Diese kleinen Leute nehmen sich die Freiheit der Großen, ihre Zwecke über alle übrigen zu stellen und die Effekte ihrer Taten für den Rest der Welt zu ignorieren. Perutz, der artistische Konstrukteur ihres Wahns, sorgt schon dafür, daß ihre Handlungen erhebliche Folgen haben. Die Verhinderung oder Beschleunigung von Revolutionen und Kriegen ist eine der leichtesten Übungen dieser mit sich selbst durchaus zufriedenen Kleinbürger.

Daß sich hier so Geschichte ergibt, aus Zufälligkeiten, privaten Feldzügen und Liebeshändeln, wirkt nur auf den ersten Blick harmlos, die ›wahren‹ Konflikte verschleiernd. Wer den Figuren Perutz', die immer schnell vom Schicksal, von bösen Gespenstern und Bannflüchen reden und wenig von eigener Schuld, freilich auf den Leim geht, der wird die überraschenden Wendungen und Volten der jeweiligen Romanhandlung genießen und darüber hinaus weiter nichts merken. Er befindet sich dabei in der guten Gesellschaft zeitgenössischer Literaturkritiker, die die spannende Handlung nicht genug loben konnten. Kurt Tucholsky konnte sich Perutz' Bücher gar nur »mit einem Teller Knackmandeln« vorstellen: »mit der einen Hand blättert man um, mit der zweiten stopft man sich langsam eine Knackmandel nach der anderen in den Mund...« Tatsächlich birgt Perutz' Art, Geschichten zu erzählen, aber ein Geschichtskonzept von ungeheurer Radikalität.

Daß die Romane Leo Perutz' seit Mitte der achtziger Jahre wieder gelesen werden können, ist vor allem dem Hamburger Literaturwissenschaftler Hans-Harald Müller zu verdanken, der die Neuausgabe des Werks im Zsolnay Verlag betreut und jetzt eine Monographie vorgelegt hat (*Leo Perutz.* Verlag C.H. Beck, 1992, 140 Seiten, 17,80 Mark). Daß Perutz überhaupt wiederentdeckt werden muß, liegt an der Herrschaft der Nationalsozialisten, die dem in den zwanziger Jahren sehr erfolgreichen jüdischen Autor den Zugang zum deutschsprachigen Lesepublikum nachhaltig versperrten.

1882 wurde Perutz in Prag als Sohn eines Baumwollhändlers geboren, 1899 siedelte die Familie nach Wien um. Nachdem er Gymnasium und Militärdienst absolviert hatte, besuchte Perutz versicherungsmathematische Vorlesungen als außerordentlicher Hörer. Die mathematische Präzision seiner Prosakonstrukte, beispielsweise die bis in die Zeilenzahl genau kalkulierten Unterkapitel seiner Kurzgeschichten, ist ein späteres Zeugnis des akademischen Lernerfolgs. 1907 ging Perutz zu einer Versicherung nach Triest, 1908 kehrte er nach Wien zurück und arbeitete bei der Anker-Versicherung, die er erst 1923 verließ, um als freier Schriftsteller zu leben. Der 1. Weltkrieg endete für ihn vorläufig im Sommer 1916 an der galizischen Ostfront mit einem lebensgefährlichen Lungenschuß. Im Sommer 1917, nach langem Lazarettaufenthalt, wurde er dem Kriegspressequartier zugeteilt, unter anderem, so berichtet Egon Erwin Kisch, als Zensor der Kriegsgefangenenpost. Daß die Kriegserfahrung nicht spurlos an ihm vorüberging, zeigt seine Abrechnung mit der Militärjustiz in der Broschüre »Die Feldgerichte und das Volksgericht« von 1919. Dort warnt er vor dem »mörderischen, alten Österreich«, das noch nicht endgültig besiegt sei; die alten Machthaber spekulierten nur darauf, daß »wir nicht alle auf der Hut sind«.

Zwischen Ende des Ersten Weltkriegs und Beginn des Dritten Reichs in Deutschland hatte Perutz seine größten Erfolge. Finanzielle Probleme, die ihn später während des Exils ständig begleiteten, gab es allerdings schon zu dieser Zeit. Perutz' Theaterstücke, denen die Kritik Banalität bescheinigte, sind wohl eher als Brotarbeiten zu betrachten. Aber auch *Wohin rollst du, Äpfelchen?* wurde mit Blick auf den lukrativen Vorabdruck in der »Berliner Illustrierten Zeitung« geschrieben. Sein Erstdruck als Zeitungsroman sorgt noch heute zu Unrecht dafür, daß der Text literarisch nicht für voll genommen wird – wie denn überhaupt die Lesbarkeit der Romane für Literaturkritik und -wissenschaft lange Zeit dagegen sprach, daß es sich hier um Kunstwerke handelt, die eine eingehende Betrachtung verdienen.

Ende der zwanziger Jahre ist Perutz mit der Arbeit an den Romanen *St. Petri Schnee* und *Der schwedische Reiter* befaßt, doch es will nicht recht vorangehen. 1933 erscheint *St. Petri Schnee*, wird aber, wie der Autor vermerkt, nur ein

bescheidener Erfolg. In Deutschland ist das Buch zwar noch nicht verboten, darf aber nicht mehr »beworben« werden. Der den Sozialdemokraten nahestehende Perutz schätzt seine Zukunft realistisch ein: »Deutschland für mich eine Katastrophe.« Ende 1934 lautet der Notizbucheintrag bereits: »Deutschland für mich tot. Meine Bücher verramscht.« *Der schwedische Reiter* erscheint 1936 in Wien und darf nicht mehr nach Deutschland eingeführt werden. Am 3. März 1938 heißt es im Notizbuch: »Finis Austriae«. Am 12. März marschieren die Deutschen ein. Im Juli 1938 emigriert Perutz mit seiner Familie über Italien nach Palästina.

Die Radikalität der Perutzschen Erzählkunst, die übrigens ihre ungebrochene Modernität ausmacht, liegt zu einem Teil in dem schlichten Beharren darauf, daß Geschichte und Geschichten nicht grundsätzlich verschiedene Dinge seien: beide sind nie unmittelbar zu haben, sondern werden erzählt. Erzählen können aber nur Überlebende, Sieger, Wort- und Interpretationsmächtige. Es sind so in der Regel die Mörder, die über die Opfer sprechen, die Lebenden über die Toten, die Sieger über das Trümmerfeld. Ein Akt der Bemächtigung, der uns nur deshalb selten ungeheuerlich erscheint, weil wir ihn selbst permanent ausführen, ausführen müssen, so lange wir am Leben bleiben. Denn unser elementares Bedürfnis, unsere Wahrnehmungen in einem Kontext, einem sinnhaften Kontinuum zu situieren – sei es die eigene Biographie oder die kollektive Geschichte – gebietet uns, auch Leben und Leiden der anderen zum ersten überhaupt und zum zweiten in unserem Sinne zu interpretieren. Diese Deutung unterliegt aber immer den Prämissen der Gegenwart und produziert unvermeidlich Legitimationen des Ist-Zustandes. Jede Geschichtsschreibung sähe anders aus, befragte man die Opfer – so weit, so binsenwahr.

Perutz ist, will man sein Werk ganz allgemein beschreiben, an den Mustern menschlicher Sinnstiftung und ihrer Gültigkeit interessiert, egal ob es sich um kollektive Mechanismen oder interpretative Anstrengungen eines einzelnen im psychologisch-privaten Mikrokosmos handelt, egal ob Interpretation der Vergangenheit, also Historie, oder aktuelles Wirklichkeitsbewußtsein zum Thema wird. Seine in der Vergangenheit angesiedelten Romane spielen sämtlich zu Kriegs- und Revolutionszeiten, behandeln also gesellschaftliche Krisenmomente, in denen am Ende die physische Existenz des Kollektivs auf dem Spiel stehen kann, zuvor jedoch immer seine Übereinkünfte und Legitimationen zerstört werden. In dieser allgemeinen Bröckeligkeit können mitunter plötzlich Versionen der Ereignisse Gültigkeit gewinnen, die ihre Vertreter im Normalfall ins Irrenhaus geführt hätten: Erstaunliche Karrieren werden möglich. Jene widersinnigen Produkte historischer Prozesse und die umgekehrt absurden Wege zu den ›richtigen Ergebnissen‹, die in den Romanen phantasievoll entwickelt werden, zeigen den zeittypischen Geschichtspessimismus in einer ironischen Spielart. Der Fortschrittsglaube, der alles Geschehen als notwendig darstellen will, wird unterspült.

Ein Beispiel: Wenn Cortez Mexiko erobert hat, dann hat das seine Gründe (und damit dann auch letztlich seine Richtigkeit). Bei Perutz bzw. seinem Erzähler (*Die dritte Kugel*, 1915) hat Cortez nur gesiegt, weil ein Schrei eine Sekunde zu früh ertönte, und die sinnverwirrende Frage des »Was wäre gewesen, wenn«, die in der Geschichtswissenschaft aus gutem Grunde als systemsprengend verboten ist, drängt sich beängstigend auf. »Die wohlbekannte Unvermeidbarkeit der historischen Fakta ist somit nichts anderes als Forderung der Vernunft. Nachdem das Unerwartete, Widersinnige, Absurde, Abrupte plötzlich eingebrochen und Ereignis geworden ist, wird der Mensch immer Gründe suchen und immer Gründe finden, warum alles so habe kommen müssen, wie es kam.« Soweit Theodor Lessing, Zeitgenosse des Schriftstellers. Singulär ist also nicht Perutz' Geschichtspessimismus, sondern dessen literarische Umsetzung. Statt Resignation werden äußerst kreative Konstruktionen dem Historismus entgegengesetzt, er wird sozusagen mit seinen eigenen Methoden ausgehebelt. Perutz mutet dem Leser Erzähler zu, die andere als die gängigen Gründe finden; die, statt kausale Erklärungen zu geben, lieber an wahnwitzige Zufälle, an willkürliche Eingriffe, an schicksalhafte Prozesse und an Teufelspakte glauben (machen wollen). Glaubt der Leser mit, ist er verloren; mit Distanz zum Erzähler hat er aber auch noch nichts gewonnen.

Die geschichtsphilosophische Problematik läßt sich bei Perutz nicht von der ästhetisch-literarischen trennen: Je genauer man hinsieht, desto weniger Eindeutiges kann man oft über die Motivlage der berichtenden Figuren sagen. Erfinden sie, erinnern sie, deuten sie oder träumen sie? Können wir der Erzählung ihre Prämissen abringen, oder ändert sich nicht vielmehr der Sinn der Geschichte, je nachdem, wie wir die Situation der Erzähler einschätzen? Plötzlich ist nichts mehr selbstverständlich, jede Geschichte wird wie jede ›Wirklichkeit‹ als relativ begriffen, ohne deshalb etwa bedeutungslos zu werden. Perutz' Stärke liegt darin, daß er die alltägliche Erfindung der Wirklichkeit nicht bloß vorführt, sondern den Leser selbst hineinverwickelt.

In Perutz' zeitgenössischen Romanhandlungen wird immer wieder die abweichende Wahrnehmung eines einzelnen gegen das Realitätsprinzip, das den Rest der Welt beherrscht, ausgespielt (so in *Der Meister des jüngsten Tages* (1923) oder *St. Petri Schnee* (1933)). Die Identitätsproblematik, die allgemein in der zeitgenössischen Literatur eine wichtige Rolle spielte, gewinnt hier eine eigene Qualität. Denn die Verzahnung der ›Wahnwelt‹ mit dem tatsächlichen Geschehen ist in den einzelnen Romanen zwar unterschiedlich ausgebildet, aber der Leser geht immer mit dem einzelnen Helden durch den Text und hat nur selten eine Chance, dessen Perspektive zu entkommen. Er steht sozusagen selbst mit auf dem Spiel: Glaubt er dem Erzähler, hält er zu einem Wahnsinnigen, Träumer oder Lügner; glaubt er dem Rest der Welt, verrät er den Helden. Komplett werden die Romane erst, wenn der Leser die Ambivalenz beider Perspektiven aushalten kann.

Wegen ihrer vorgeblichen ›Zwei Welten‹ werden diese Romane oft ›phantastisch‹ genannt. Hilfreich ist diese Zuschreibung nicht. Es geht ja immer um das ›Reale‹ und seine Ausdeutbarkeit, wie an der Erzählkonstruktion zu erkennen ist. Nie läßt sich mit absoluter Gewißheit eine wahre Version gegen eine falsche absetzen. Denn wie der ›Wahn‹ des einzelnen auf bestimmte Motive zurückgeführt werden kann, so haben auch die jeweiligen Vertreter der vorgeblichen Normalität immer ein massives Interesse daran, die Version des Abweichlers zu unterdrücken, selbst wenn sie sie selbst ebenso wahrgenommen hätten und deshalb bezeugen könnten: Mal ist es politischer, mal moralischer Sprengstoff, der mit der Geschichte des angeblichen Lügners, Träumers oder Wahnsinnigen aus der Welt verschwinden soll. So wird ›objektive Wirklichkeit‹ erkennbar als das, was sie ist: eine soziale Konvention, mehrheitsfähig, gegenüber Abweichlern durchaus repressiv. Menschen, die die Macht und also das Wort haben, können nicht ›nur‹ Interpretationen durchsetzen, sondern Wirklichkeit überhaupt erst schaffen in dem Sinne, wie wir sie kennen: als einen kohärenten, unbezweifelbaren Zusammenhang.

Die Empfindlichkeit des Autors fürs soziale Arrangement, das immer viel zu schnell als Gegebenes hingenommen wird, zeigt sich im feinen Gehör für die Tonfälle seiner Figuren, ihre (teils minimalen) Varianten in der Sprechweise nach oben und nach unten. Anrührend ist die Liebe, mit der er sie durch seine Prosa führt, die Details, in denen sie ihre Schwächen verraten, ihr glückliches Geplauder im Übermut, ihre Gernegroßgesten. Keine Seele ist hier so schwarz, daß sie nicht auch lichte Stellen hätte. Auch Mörder, Verräterinnen und Räuber: ihr Autor verläßt und verrät sie nie.

Die Jahre des Exils waren für Perutz schwierig. Zwar ließ er sich schon 1940 einbürgern, doch konnte er literarisch nicht Fuß fassen in Palästina. Die Freunde und Kaffeehausbekanntenaus Wien, mit denen er früher seine Arbei-ten besprach, waren in der ganzen Welt verstreut, wenn sie überhaupt ihren Verfol-gern entkommen konnten. Andere waren in Österreich zurückgeblieben und sympathisierten mit den Nazis. Finanziell blieb der Autor von seinen Brüdern abhängig, bis er 1951 wieder eine Stelle als Versicherungsma-thematiker annahm. In den beiden nachdem Krieg erschienenen Romanen *Nachts unter der steinernen Brücke* (1953) und *Der Judas des Leonardo* (1959, posthum) ist die Veränderung des literarischen Interesses spürbar.

Der Roman *Nachts unter der steinernen Brücke*, der am Hof Rudolf II. und im Prager Ghetto spielt, ist vielleicht Perutz' traurigster Text. Er erzählt darin in vierzehn Geschichten von der Liebe des deutschen Kaisers zu einer Jüdin und von dem Unglück, das aus dieser Liebe folgt. Er erzählt die Legende von Meisls Gut, von deutscher Macht und jüdischem Leid. Perutz selbst hält den Text für »politik- und ressentimentlos«, wovon zwar das letztere zutrifft, das andere jedoch nur insofern, als die Arbeit am Roman bis in die zwanziger Jahre zurückreicht, das Projekt also nicht erst unter dem Druck der jüngsten Ereignisse entworfen worden war. 1951 wird der Text von Perutz' altem Verlag Zsolnay abgelehnt, weil der lieber einen Roman bringen möchte, der »stofflich auf eine unbeschränkte Leserschaft rechnen kann«. »Zsolnay schont die Empfindlichkeiten jenes Wiener Gesindels, das nicht gerne daran erinnert werden will, daß es Juden gibt, gegen die es sich schlecht benommen hat«, kommentiert der Autor in einem Brief an einen Freund.

Nach weiteren Verlagsabsagen erscheint das Buch schließlich 1953 bei der Frankfurter Verlagsanstalt, findet in der Kritik ein positives Echo und geht dann in der Konkursmasse des Verlags unter. Das Wiedererscheinen (der vor dem Ramsch geretteten neu aufgebundenen Bogen) in der Europäischen Verlagsanstalt erlebt der Autor nicht mehr. Am 25. August 1957 stirbt Leo Perutz in Bad Ischl.

Susanne Fischer ist Mitarbeiterin der Arno Schmidt Stiftung und lebt in Hamburg

Konkret 04/93, S. 60

Hermann Peter Piwitt, Stefan Rosinski

Spielmaterial für ein Endspiel

Gespräch mit Hermann P. Piwitt

»Ich kann Romane, die sich aus Menschen noch etwas machen, nicht mehr ernst nehmen.« – Ein Gespräch mit Hermann P. Piwitt über die Autonomie der Kunst, das Problem des Erzählens und seinen neuen Roman »Die Passionsfrucht«

Frage: Ihr bis dato letzter Roman, »Der Granatapfel«, erschien vor sieben Jahren. Sie haben sich jahrelang politisch eingemischt. Aber seit ein paar Jahren schweigen Sie. Warum?

Piwitt: Es hat mir vor Ekel die Sprache verschlagen; zumindest die politische. Ekel wovor? Sagen wir besser: wovor nicht? Ein paar Freunde und Freundinnen, ein paar menschliche Blauwale hier und da, Tiere, Pflanzen, ein paar Kunststücke, die Sonne.

»Der Granatapfel«; und jetzt die seinerzeit als Fortsetzung geplante »Passionsfrucht«: Beide Titel spielen auf christliche Symbole an. Ist aus dem sozialistischen Autor ein christlicher geworden?

Zunächst mal: Ich habe als Publizist, als Essayist, sozialistische Überzeugungen vertreten. Ein »sozialistischer Dichter« dagegen ist ein Widerspruch in sich selbst; auch darauf habe ich immer bestanden, auf der Autonomie des Kunstwerks. Eine Weltanschauung hat die Welt, die ein Autor erst entdecken muß, immer schon zur Räson gebracht. Einer der großen Kotzbrocken in den »Gärten im März« war denn auch der Parteisozialist Zange. Aber zum Symbol des Granatapfels: Es stammt aus der griechischen Mythologie, aus dem Persephone-Mythos, und bedeutet allgemein das Bittere und das Süße, steht also für Liebe, das heißt Glück, Schmerz und Tod. Die Blüte der Passionsfrucht wiederum schien den Christen, die sie in Südamerika endeckten, die Werkzeuge in sich zu vereinen, mit denen Christus gemartet worden war. Tatsächlich interessiert mich am Katholischen das Erotische, nicht Gott oder so, sondern das Erotisch-Bildliche in Messe und Liturgie. Der Fisch zum Beispiel ist ein erotisches Symbol, und ein religiöses (nämlich für den Opfergang Christi); dasselbe gilt für das Dreieck der Dreieinigkeit. Oder nehmen Sie das Bild vom Leib als Garten der letzten Dinge, das sich am Schluß des Buches wiederholt, wenn die Natur, Tiere und Gräser, über den Toten weggeht. Also erotisches Spielmaterial, wenngleich für ein Endspiel. Und da lese ich eben die wunderbaren Sonette des G. G. Belli, des römischen Volksdichters aus dem 19. Jahrhundert. Da zum Beispiel geht es unterm Regiment des Kirchenstaates allemal sinnlicher und erotischer zu als unter der Herrschaft von Protestantismus und Therapie in uns.

Womit wir beim Stichwort Italien wären. Beide Romane spielen dort. »Lenz« von Peter Schneider fand im Land, wo die Zitronen blühen, noch sein (solidarisches) Glück. Ihr Maler Mahler wirkt im sonnigen Süden eher wie ein Kanarienvogel im Goldfischglas. Ende von Utopia?

Italien ist mittlerweile ein ziemlich kaputtes Land, schön kaputt, wenn man so will. Das hat sich zu Zeiten von Schneiders »Lenz« angebahnt. Weil aber in Italien alles etwas lebhafter, passionierter zugeht, glaubten viele, gewisse Ideale des proletarischen Internationalismus seien dort besser aufgehoben. Das gilt aber allenfalls noch für die Partisanenbewegung; das ist ein unzerstörbares linkes Erbe; wie da achtzehnjährige Frauen und Männer in die Berge, in den Schnee gestiegen sind mit ein paar Flinten, die Nazis zu vertreiben. Und eben das hat mich interessiert: Ich habe mir vorgestellt, was passiert, wenn sich ein alter Mann aus Deutschland noch einmal auf die Spur seines Lebens begibt, seines Lebens während des Krieges, während der Kämpfe gegen die Partisanen, in die er verstrickt war. Ein Mann, dessen Liebe zu Italien eher ästhetisch, bildungsbürgerlich (»Süden des Herzens«) ist. Er ist betört von der Figur des Comandante (D'Annunzio), und er möchte in Erfahrung bringen, was es damit auf sich hat, daß er so betört ist von just so einem epochalen Schlaumeier, sozusagen dem ersten Popstar noch vor Hitler. Und natürlich bin ich nicht Mahler, bin nicht in diese Figur geschlüpft, um von mir zu erzählen. Es erzählt überhaupt niemand im alten Sinn. Vieles wird statt dessen erzählt von vielen. Und aus allen Ecken.

Sie sind ein Autor, dessen Schreiben immer auch zugleich mit gesellschaftskritischer Reflexion verbunden war. Das scheint die Literaturkritik in ihrer Begeisterung über die Sprachopulenz des »Granatapfel« vergessen zu haben.

Was heißt »Begeisterung«? In »Zeit« und »FAZ« gab es die üblichen bestellten Verrisse für »Linke«. Dabei war das Buch nicht nur verschlüsselte Kritik an den achtziger Jahren hierzulande, sondern auch Produkt dieser Jahre: mit ihrer Lust am Leben, ihrem Schönheitssinn. Ja vielleicht wird man von diesen achtzigern einmal wie vom Ancien régime sagen: Wer damals nicht gelebt hat, hat nicht gelebt.

Das erste Buch brachte Motive aus dem Leben D'Annunzios in monologischer Form. Nun bauen Sie quasi ein Pastiche, das sich vorwiegend aus Szenen der Vergangenheit zusammensetzt. Tod des Erzählers auch bei Piwitt?

Es ist in den vergangenen Jahrzehnten etwas passiert, was wir zwar politisch, aber noch nicht ästhetisch wahrgenommen haben. Ich meine die Hypertrophie der Spezies selbst an Zahl und Werkzeugen, die sie nicht mehr beherrscht. Öltanker, Banken, auf denen Billionen liegen, während Millionen Menschen hungern, der Totalitarismus der audiovisuellen Medien;

das Verschwinden der Arten, von Luft, Wald und Wasser; das Verschwinden jeder gründlichen geistigen wie materiellen Alternative zum katastrophal Bestehenden. Und Genscher, der dumpfe Brandstifter, ist der beliebteste Politiker im Land. Ich fände es einfach unästhetisch, wenn wir die Form des Erzählens davon verschont ließen, vorausgesetzt, wir fühlen uns bei der Welt im Wort. Ich muß dem nachgeben, wenn ein Kunststück gelingen soll. Bis in die Sprache. Und so sieht es denn aus: Roman eigentlich nur noch als Zitat, so wie Mahler, der Komponist (er kommt ja auch vor), eigentlich die Sinfonie nur noch »zitiert«. Motive, Knoten, Kausalnexus: Zwar gibt es das alles noch, aber Ordnung unter den Resten stiften nun nur noch Embleme, Rätselbilder. Und versehrt entsprechend auch die Sätze, die grauenhaften Worte, mit denen wir Hand an die Dinge legen, sie abkarten. Das ist kein Programm, nein. Und vielleicht kommt tatsächlich noch einmal wieder einer und setzt den alten Roman wieder ins Recht. Mir geht es im Augenblick so, daß ich Romane, die sich im alten Stil aus Menschen noch etwas machen, sie als gemütvolle, gesellige, im Zweifelsfall unglückliche Wesen schildern, nicht mehr ernstnehmen kann. Lieber würde ich einen Roman lesen, den ein Baum von Bäumen erzählt. Leider kenne ich deren Sprache nicht. Und so habe ich mich behelfen müssen: Ein Stoff, der mich bewegte, sollte bewegt werden. Aber von wem und von welchem Ort aus, wo alles vor die Hunde geht? Wer also sollte erzählen? Ich, du, er, sie, es, wir? Oder einfach alle zum Schluß noch ein bißchen? Sie sagen »Pastiche«. Gut.

Als Essayist haben Sie häufig den Verlust von Öffentlichkeit beklagt, insbesondere für Autoren. Und dann schrieben Sie einen Roman, der einen der einflußreichsten Künstler des Jahrhunderts demontiert. Und nun ein Maler, der gar kein Maler ist. »Hier hat niemand was zu sagen« – wie paßt das?

Der »Verlust von Öffentlichkeit« betrifft den Autor heute allgemein. Andererseits – Ausnahmen bestätigen die Regel – sind es auch nicht die Hölderlins, Büchners und Kleists von heute, die die Hölderlin-, Büchner- und Kleistpreise bekommen. Und das amüsiert mich. Was steckt hinter öffentlichem Ansehen? Man schaut genauer nach, und alles fällt in Lächerlichkeit zusammen. Beim Mahler der »Passionsfrucht« ist es anders. Er ist menschenfreundlich, ein Talent, das mit allen gut auskommen möchte, naiv, kurz: unmöglich.

1976 haben Sie ein deutliches Bild von der verführten Masse und dem Schriftsteller als Widerständler entworfen. Nur er sei »Herr seiner Sinne«. Halten Sie an dieser Wahrnehmungsprivilegierung fest – auch nach der Medienexplosion?

Das ging damals auch und vor allem gegen die bevormundende akademische Linke und ihre Milieus. Gegen all die Begriffskrüppeleien, das Soziologendeutsch, mit dem die Literatur in die politische Pflicht genommen werden sollte. Dagegen,wie den Autoren abgesprochen wurde, daß die Kunst ein unabhängiger Weg zur Wahrheit ist. Gegen die Verunglimpfung des Ästhetischen. Gegen all die Lehramtskandidaten, die den Dichter zu politischen Hausaufgaben vergattern wollten, und die zehn Jahre später an ihren Bauernhäusern bastelten und Botho Strauß lasen. Aber von wegen »Herr seiner Sinne«: Das ist eine zwiespältige Angelegenheit. Uns ist die Wirklichkeit nicht mehr so zur Hand wie Balzac. Auch hat sich gezeigt, was für eine windige Sache der »freie Geist« ist: Der Markt weht ihn, wohin er will. Andererseits: Zumindest die Chance, immer mal wieder eine breite Schneise in den Beton zu legen, hat der freie Autor; und das hat auch mit seiner Arbeitsweise zu tun; während der Simulationsarbeiter in Mediendiensten in der Regel bloß tagtäglich das Bild der Welt neu erstellt, in der die Menschheit gerade zu leben vermeint. Und da ist jeder immer schon sein eigener Hintermann... Ich mache mir keine Illusionen. Ich mache weiter, weil ich ums Verrecken nicht anders kann. Und es Gönner, Freunde, Leser gibt, die mich nicht verrecken lassen.

Mahler entzieht sich den Studentenunruhen, »indem er einfach die Sprache verliert«. Verlust der Sprache: Ende der Geschichte?

Er entzieht sich nicht. Es verschlägt ihm nur die Sprache. Erinnern Sie sich an die Pariser Graffiti von 1968: »Die Kunst ist tot«. Das hieß: Die Kunst ist affirmativ; sie schreibt nur das Bestehende fest, und das Bestehende ist die Bourgeoisie. Das war so natürlich Blödsinn. Wenigstens die Kunst sollte dran glauben,als das schwächste Glied in der Kette, von der man sich gefesselt fühlte; denn an Staat und Kapital kam man ja nicht ran.

Noch einmal zum Erkenntnisproblem: In den sechziger Jahren war es scheinbar gelöst, man stellte sich auf den marxistisch-leninistischen Standpunkt.

Der Schriftsteller als Dolmetscher der Massen...

Ja, dieses Erkenntnisproblem taucht nun in Ihren letzten beiden Romanen als ein Problem des Erzählens auf: Der erste Satz des »Granatapfel« lautet: »Offen gesagt, es ist alles gelogen.« Wenn alles gelogen ist, dann auch diese Behauptung selbst; und schon wäre nicht alles gelogen. Ist diese Aporie womöglich die einzige Wahrheit, der man sich noch sicher sein kann?

Wenn ein Kunststück gelingt, ist es auch wahr. Zum Gelingen gehört auch, daß es nicht von dieser Welt ist. Und das heißt wiederum, daß es die Aporien mitformuliert. Nur wenn das gelingt, scheint mir ein Kunststück auch wahrhaftig. Aber daß es »Wahrheiten« beinhaltet, macht seinen Wert noch nicht aus. Erst kraft der geheimnisvollen Organisation aller Valeurs, ihrer widerspruchsvollen Abstimmung aufeinander, weist es über sich hinaus. Wie die Rätsel, die es stellt, Ahnungen entfachen, Phantasie in Gang setzen zum Beispiel...

Also keine vom Kunstwerk ablösbaren, für die Gesellschaft relevanten Wahrheiten...

Nein, nicht »Wahrheiten«. Wahrhaftigkeit; aber die durchaus als etwas, woraus sich Lehren ziehen lassen. Beim Heiligen Horaz!

In der »Passionsfrucht« finden sich unvermittelt die Lösungsworte eines Kreuzworträtsels aufgelistet: Metapher für die Welt als eines sich bedingenden, gleichwohl absurden Gefüges?

Worte, nichts als Worte in ihrer ganzen Scheußlichkeit. Jemand hat mal gesagt, die Macht hat, wer die Macht hat, zu definieren. So ein Machthaber, Wortkolonialist ist der Comandante der »Passionsfrucht«. Er kann nichts sein lassen, ohne ihm Namen zu geben: Frauen, Pferde, Hunde. Und so ist unser ganzer Umgang mit Wesen und Dingen kolonialistisch. Wir sagen »Tagpfauenauge« zu dem, was da herumschwebt, und schon steckt es auf der Nadel. Daß die Dinge erst einmal wortlos werden müssen, damit sie wieder zu sich kommen können: Wer möchte schon dieses Abenteuer eingehen, wo es doch, statt hinzulangen, hieße: loszulassen?

»Warum überhaupt sich nicht umbringen«, heißt es gegen Ende des Buches. Das einzige, was rettet, scheint das Erotische zu sein. Und was am Ende davon unvergeßlich bleibt: »Ein paar Nummern von unergründlicher Besonnenheit«. Sex statt dialektischem Materialismus?

Eros. Eros als die dem Leben zugewandte Seite des Todes. Denken Sie an die frühen Salzburger Messen von Mozart, die Spaur-Messe zum Beispiel, mit ihrem ungeheuren offenen lydischen Schluß.

Im ersten großangelegten Versuch der Bestandsaufnahme der Literatur seit 68, der »Sozialgeschichte der Gegenwartsliteratur« von Briegleb und Weigel, werden Sie einer Gruppe von Autoren zugeschlagen, die weitergeschrieben hätten am Modell einer Entwicklungsgeschichte, nämlich dem sozialistischen Fortschrittsmythos. Von hier gedacht wäre die apokalyptische Vision am Ende der »Passionsfrucht« auch nur Teil dieser Geschichte und nicht etwa Ende und Ausstieg: Das Verglühen der Menschheit als »gerechte« und folgerichtige Konsequenz ihrer »Sünden«.

Zunächst mal: An den dialektischen Materialismus, und daß er eine Sache der Natur selbst sei, wie es zum Beispiel noch bei Havemann steht, habe ich, dank meines Lehrers Adorno, nie geglaubt. Er ist ein Modell, sich die Welt zu erklären. Und wenn ich so China mit Indien, Kuba mit Haiti vergleiche, nach wie vor wohl nicht das schlechteste; aber mehr als ein Modell auch nicht. Aber zu ihrer Frage: Ich frage mich manchmal, wofür Germanistikprofessoren überhaupt gut sind. Sie leisten Plausibles, was die Literatur toter Kollegen angeht. Aber von uns sollten sie doch besser die Finger lassen, solange es das Höchste ihrer Gefühle ist und bleibt, etwas auf den Begriff, unter ein Etikett gebracht zu haben. Und dabei bräuchten sie doch nur mal anzurufen, um nicht dumm zu sterben. Was würden sie darum geben, einen Jakob von Hoddis anrufen zu können, oder den göttlichen Raabe! Aber bei uns Lebenden wissen sie offenbar immer schon Bescheid.

Als größtes Manko scheinen Briegleb und Weigel das den ästhetischen Programmen unterlegte Geschichtsmodell zu sehen. Es solle aber eher um Ent-täuschung und Dekonstruktion gehen, wie sie dann erst in der Literatur der achtziger Jahre geleistet worden sei.

Meine Meinung zu Romanen, die am »sozialistischen Fortschrittsmythos« weiterschrieben, habe ich im »Literaturmagazin« 4/75 deutlich gesagt. Und »Ent-täuschung« und »Dekonstruktion« – das ist ja doch auch ein alter Hut. Die frühen Erzählungen, »Herdenreiche Landschaften«, Erzählungen aus trostloser Nachkriegszeit, sind voller »Zitate«: Rahel Varnhagen, Lichtenberg usw. Auch die »Passionsfrucht«, aus trostloser Vorkriegszeit, ist voller Zitate, musikalische Anspielungen vor allem. In den sechziger Jahren sagten wir »Vorfabrikate« dazu. Und zu »Dekonstruktion« sagten wir »Sabotage«. Das heißt, es war selbstverständlich, daß ein Kunststück, wenn es denn eins war, ent-täuschte; daß es erst stimmte, wenn die Valeurs, aus denen es sich zusammenfand, sich querlegten zu einem abrufbaren Sinn. Das war überhaupt der Witz an der Sache. Wenn das auch der Witz an der Literatur der achtziger Jahre ist, da gratuliere ich; da hat sie uns eingeholt.

Was wäre jetzt wichtiger: Aufarbeitung der literarisch-politischen Vergangenheit, von der Sie sich selbst herschreiben – oder Zuwendung zur katastrophischen Gegenwart?

Das Ich nicht aufgeben; geht die Subjektivität beim Schreiben verloren, geht alles verloren. Subjektivität als Mitleidenschaft. Also, auf verlorenem Posten dennoch kein Schwein sein. »Aufarbeiten«? Ein schönes Werkstück entsteht nicht ob guter Vorsätze. Wir kommen irgendwoher und gehen irgendwohin. Aber was uns zustößt, sind nicht Themen, sondern lebendige Wesen und Dinge, Szenen, Bilder, Geschichten.

Sie seien »moderat modern«, heißt es in einem Aufsatz über die »Krise des Erzählens«. Also eigentlich konservativ. Weniger innovativ.

Was heißt »modern« und was »innovativ«? Ich habe von der Tradition der europäischen Moderne gelernt; und versucht, darüber hinauszugehen.

Erzählen scheint für Briegleb und Weigel fast so eine Sünde zu sein, wie heutzutage tonal zu komponieren...

Erzählen macht Spaß. Es wird auch in Zukunft Spaß machen, und sei es den Insekten, wenn sie uns überleben und sich etwas über uns erzählen. Das wird dann aber so wenig in der Romanform sein, wie Grimmelshausen noch die Form des Epos hat wählen können und wollen. War vielleicht Kafkas Käfer nur deshalb so unglücklich, weil er *noch* in schlechter Gesellschaft war? Und wäre das nicht ein Spaß? Jenseits allen Tiefsinns? Ich bin gerne oberflächlich. Und hänge, wenn etwas zu tief gerät, immer lieber noch mal ein paar Nächte Todesangst dran, damit es schön flach wird, locker und duftig.

Zum Schluß das Positive. Sehr verschlüsselt meine ich doch im Text einen Hoffnungsschimmer gefunden zu haben. Da heißt es: »Wie mit der sinkenden Sonne nun doch Wolken am Himmel sich zu verklaren beginnen.« Daß wir wenigstens begreifen, wenn wir untergehen?

Warum »untergehen«? Was ist eigentlich so schrecklich an der Vorstellung, daß die Menschheit sich sanft und langsam und ohne daß irgendjemand Gewalt angetan würde, verkrümelt? Hat jemand darunter gelitten, nicht geboren worden zu sein? Die letzten Alten schließlich, wohlausgestattet mit Nahrungsmitteln und Waffen... Augenzeugen einer neuen, zweiten Schöpfung, nur eben ohne diese herzdumme Nachbesserung, nachdem er doch schon geruht und alles soweit für gut befunden hatte, Gott, am siebten Tag?

Hermann P. Piwitts Roman »Die Passionsfrucht« erscheint Anfang April bei Rowohlt. Das Gespräch führte Stefan Rosinski.

–

Konkret 04/93, S. 63

Armin Schreiber

Realismus – Kunst vom Katzentisch?

Erkenntnisgewinn durch Übung der sinnlichen Wahrnehmung: Eine Gruppe »Neuer Realisten« stellt sich quer zum Mainstream des Kunstbetriebs und visualisiert eine Apologie der dinglichen Welt

Nachdem im vergangenen Herbst die vielfach prophezeite Erschöpfung der Moderne via Documenta 9 offensichtlich Realität geworden ist, hatten nun die »Realisten«, die »Gegenständlichen«, jene Künstler also, die diesen Kollaps seit 25 Jahren konstatieren, im Berliner Vorfrühling ihre Auferstehungsfete. Der »Künstlersonderbund in Deutschland« präsentierte vom 6. Februar bis 21. März die »1. Realismus-Triennale« im Martin-Gropius-Bau, denn »nun wollen«, so der Mitinitiator Manfred Bluth im Katalogvorwort, »die Realisten nicht länger am Katzentisch sitzen«. 120 Künstlerinnen und Künstler – knapp 30 auch aus den neuen Bundesländern – , Maler und Bildhauer unterschiedlichster Provenienz: neoex- und -impressionistisch angehauchte, phantastische, kritische, Foto-, Neu- und neuprächtige Realisten. Schön nach Themen wie »Mensch – nackt«, »Werden und Vergehen« oder »Paare, Passanten« geordnet und mit sporadisch auftauchender, an den Wänden festgesteckter Weltliteratur – Kafka, Trakl, Claudius – versehen, wobei die Kreation der Sparte »Sachabbildungen« plus Goethetext übers Nachahmen besonders hervorzuheben, ja, hochgradig inspiriert zu nennen ist.

Kongenial und symptomatisch die Idee zur Einbindung der baulichen Gegebenheiten in die Ausstellungs-Konzeption, was in der Umgestaltung des weiträumigen Atriums geradezu exemplarisch zum Ausdruck kam. Für 60.000 DM mit Stellwänden bearbeitet und über eine Art Notbeleuchtung in schummrig-diffuses Licht getaucht, wurde die architektonisch formulierte ursprünglich großzügige Einladung an den Besucher zum deprimierenden Ambiente, zur Muffbude. Daß ein derartiges Mißlingen der Ouvertüre, der Inszenierung generell, kaum dazu beitragen konnte, das Gewicht der Vorurteile gegenüber ›dieser ganzen Richtung‹ um einige Nanogramm wenigstens zu erleichtern, liegt auf der Hand. Verständlich also, wenn in der Kritik von »Derrièregarde« und einer Ausstellung »trocken wie Knäckebrot« gesprochen worden ist.

Andererseits: 360 Arbeiten – alles Knäckebrot? 120 Künstler, darunter auch Leute – wie Müller-Francken etwa, Orosz oder Hoenerloh – knapp über 30, deren Start in die Kunst zur Hochzeit der »Neuen Wilden« passiert und die sich, mit ihrer Entscheidung, realistisch zu arbeiten, grundsätzlich querstellen, querstellen gegenüber dem Kunstbetrieb, d.h. den Gremien, die Preise und Stipendien vergeben, öffentliche Ankäufe tätigen, Berufungen aussprechen usw., Leute also, die wissen oder sehr schnell kapieren, worauf sie sich eingelassen haben: Sollten sie alle sämtlich ohne weiterreichende künstlerische Perspektive sein, also Nachhut, Derrièregarde? Bei aller Bereitschaft, die Fahne der Avantgarde hochzuhalten – Zweifel sind angebracht.

Beinahe zwangsläufig stellt sich die Frage, ob das in langjähriger Korrespondenz mit zeitgeistiger Produktion erworbene kunstkritische Besteck der beteiligten Rezensenten zur Wahrnehmung und Wertung realistischer Formulierungen hinreichend sortiert ist: Einen Tag nach seiner Rezension der Realismus-Triennale (»... zockelt brav der Moderne hinterher«) besprach der Kunstkritiker der »Frankfurter Rundschau« die Retrospektive auf das Werk von Fruhtrunk, einem Konstruktivisten, in der Neuen Nationalgalerie. In diesem Fall, Fruhtrunk vor Augen:genaues Hinsehen, Wahrnehmung von Differenzen, subtiles Eingehen auf Farbstellungen und deren Wirkung etc.; in der Kritik der Realisten-Ausstellung: Nennung lediglich der Technik, der Themen, ergänzt um einige Wertungen (»Johannes Grützke macht weiter seine perspektivischen Clownereien«). Ein Hinweis vielleicht auf interessante neue Formulierungen, überhaupt auf die Tatsache, daß auch bei »Gegenständlichen« das »Wie«, die Form also, die alles entscheidende Rolle spielt? Fehlanzeige. Nichts dergleichen.

Das Beispiel illustriert einen Sachverhalt, der zur gegenwärtigen Realismus-Rezeption gehört wie der Blinde Fleck auf der Sehachse.

Der Ausstellungsmacher Harald Szeemann, bekannt geworden durch die Documenta 5, ausgewiesen in Theorie und Praxis als einer der führenden Köpfe des heutigen Kunstgeschehens, spricht – mit Blick auf die gegenwärtige Avantgarde – von den drei großen Initialgesten, der von Kandinsky, von Malewitsch und Duchamp. Duchamps erste Ready-Mades, der Flaschentrockner, die umgekehrte Urinschüssel, sind datiert: 1915/16. Sie feiern ‘93 den 7. oder 8. Jahrestag ihrer Gnadenhochzeit, und sämtliche Ready-Maker, aber nicht die allein, feiern mit. Eine vergleichbare Situation zeigt sich bei den heutigen Realisten. Auch sie bedienen sich zum großen Teil – in dem Umfang etwa, wie der ›offizielle‹ Fine-Art-Betrieb noch immer von jenen Initialgesten lebt – aus dem Formenfundus, den die »Gegenständlichen« des ausgehenden 19. und des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts erarbeitet haben.

Das begann mit den »Kritischen Realisten« (Sorge, M.M. Munsky, Vogelgesang, Wagenbrett, Gundrum, D. Ziegler u.a.), von denen die meisten in den 70er Jahren, im Nachklang der 68er-Ereignisse, an die Öffentlichkeit traten. Sie griffen auf Bildmittel der Neuen Sachlichkeit, auf Grosz, Dix, Radziwill, Schad etc. zurück.

Das betraf ebenfalls die sog. phantastischen Realisten (Collien, Engelhardt, Leder, Lehrer z.B.), die in der Tradition der Surrealisten bzw. der Pittura metafisica stehen. Dazu gehören E. Bauer, H. Ginevra, Glüsing, Stein, bei denen Heckel, Müller, Pechstein, Expressionisten also, Pate standen, ebenso wie Anderson, Störtenbecker, Tylle, deren flächig-offener Farbauftrag unübersehbar auf Nähe zum Impressionismus verweist. Eindeutig rückwärts gewandt sind die Künstler der »Neuen Prächtigkeit« (Bluth, Grützke, Koeppel, Ziegler). Ihre Plattform, »Das Floß der Medusa« (Géricault, 1819), sowohl in Bildern als auch in szenischen Darstellungen der Gruppe mehrfach ausgestellt, signalisiert, wohin der Blick geht: ins 19. Jahrhundert.

Nun gibt es darüber keinen Zweifel: Kunst, die heute entsteht, hat immer auch die Vergangenheit im Blick. Und am Beispiel Grützke, dessen Affinität zur Historienmalerei des 19. Jahrhunderts Fundament seiner Arbeit ist, wird augenfällig, daß dieser Blick – ein gewisses Quantum an künstlerischer Potenz vorausgesetzt – kein nostalgischer sein muß, sondern über einen Dialog zu präziser Formulierung gegenwärtiger Befindlichkeiten führen kann.

In der Regel allerdings, d.h. bei rund zwei Dritteln der »Rückblick-Realisten«, passiert eine derartige Rückkopplungnicht. Die Auseinandersetzung mit den Vorbildern mag ja stattgefunden haben, nach Spuren einer tatsächlichen Revitalisierung der etablierten Formensprache jedoch sucht man vergeblich. Meist werden aus den ursprünglich dynamischen, mit spürbarer Wirkungsenergie versorgten Stilmitteln geschönte, entschärfte Gesten. Durch sie vermittelt sich der Eindruck einer gleich doppelten Kapitulation: 1. gegenüber den präfabrizierten Ausdrucksmöglichkeiten; 2. gegenüber der sich permanent wandelnden Welt.

Welche Entdeckungen sollte auch ein Naturbild ‘93 enthalten, wenn es in adaptierten Formen, d.h. mit den Augen und im Geiste altimpressionistischer Kapazitäten gesehen ist? Wie kann man – durch museumsreife Brillen der »Neuen Sachlichkeit« in den Blick genommen – die gesellschaftliche Situation des ausgehenden 20. Jahrhunderts in ein ›bewußtseinserweiterndes‹ Bild bringen, ernsthaft, nicht als postmoderne Spielerei? Sind die höchst ambivalenten ›phantastischen‹ Erscheinungen, die uns Genmanipulation und Food-Design, Eye-Phones und Data-Gloves bescheren, ist das irrationale Potential der Techno-Zivilisation usw. mit den bildnerischen Möglichkeiten der Surrealisten noch zu fassen?

Die Entdeckung der Realität schreitet nur dann weiter voran, wenn man die verbrauchten Formen aufgibt.« Diese Feststellung Robbe-Grillets, des Mitbegründers des »nouveau roman«, kann als imaginäre Präambel den Arbeiten der »Neuen Realisten« voranstehen. Knapp 20 Künstler ließen sich der Richtung zuordnen, und allen gemeinsam ist – bei ansonsten durchaus unterschiedlichen Ausgangs- und Schwerpunkten – , daß sie expressis verbis über die »Klassische Moderne« hinausgegangen sind.

Erstmals in der Nachkriegs-Kunstgeschichte wurde dieser Befreiungsakt 1964/65 von Asmus, Nagel, Ullrich und Störtenbecker vollzogen, den damaligen Mitgliedern der »Gruppe ZEBRA«. »Es ist ein unhaltbarer Zustand«, heißt es in ihrem Manifest, »daß die Malerei seit Jahrzehnten einen hochgezüchteten Individualismus pflegt, der sich darin gefällt, ›Seelenlandschaften‹ herzustellen..., anstatt sich um die längst überfällige künstlerische Bewältigung einer inzwischen total veränderten Umwelt zu kümmern. Wir fordern daher eine Malerei, die sich direkt mit den Phänomenen dieser Umwelt auseinandersetzt.« Zunächst noch an Jean Dubuffet orientiert, gelang ihnen in vierjähriger gemeinsamer Arbeit die Entwicklung sozusagen des Prototyps einer diesseits der Abstraktion stehenden, faktische Realität repräsentierenden Figur.

Zwei, drei Jahre später kamen die Berliner Bildhauer Christa und Karlheinz Biederbick zu vergleichbaren Ergebnissen: »Indem wir nicht Vorstellungen installieren helfen und damit die leibhaftige Anwesenheit des Herrn Meyer erdrücken, sondern ihn als Beispiel für sichtbare Existenz zur Sprache bringen, sprechen wir für eine Hinwendung zum sinnlich Wahrnehmbaren und gegen die Deformierung des Lebendigen durch Vorstellungen bzw. Ideologien.«

Altmeppen, der schon als Primaner in einem spezifischen Dilemma steckengeblieben war, weil er Gegenstände malen und zugleich ›modern‹ sein wollte, landete zunächst bei Ernst, Dali, Tanguy, denn hier stieß er auf eine Grundstimmung, die seiner eigenen Befindlichkeit relativ nahe kam. Folgerichtig zeigten seine ersten Arbeiten (‘73) surrealistischen Einfluß. Vier Jahre später ist er autonom und Realist geworden: Das Metaphysische war nicht länger – wie bei Dali – in Gestalt eigens dafür deformierter Dinge und einer unwirklichen, sie tragenden Atmosphäre im Bild, sondern anwesend als Licht, Leuchtkraft, Energie in und zwischen wirklichen Dingen.

Bei Fritz Koch trat nach kurzem Aufenthalt bei Max Ernst und dessen Gegenständen »in unsicherer Existenz« an die Stelle des Versuchs, Bedeutungen zu illustrieren, die außerhalb des Materials liegen, die Befragung von komplexen Naturformen, die Sicherung ihrer Existenz.

Uwe Pfeifer (Halle), dessen kulturpolitisches Umfeld zu DDR-Zeiten auch nach der 4. Tagung des ZK der SED noch weitgehend durch orthodoxe Positionen geprägt war, gewann seine individuelle Sicht der Dinge in Konfrontation mit Künstlern wie Womacka und Sitte (Sozrealismus) und in deutlicher Distanzierung von postimpressionistischen Tendenzen der »Dresdner Schule«.

Müller-Franken und Orosz schließlich, ebenso wie Stefan Hoenerloh, setzten ihre Vorstellungen gegen die Omnipräsenz der »Neuen Wilden« durch: Der generelle Vorwurf an die Adresse auch der »Neuen Realisten«, sie hätten den »Fortschritt der Moderne« verschlafen, geht offenbar ins Leere. Der kurze Blick in die Startphase der betreffenden Künstler verdeutlicht: Sie arbeiten nicht noch, sondern wieder realistisch.

Wichtiger Aspekt dieser kleinen Renaissance realistischer Malerei: Die Ausdrucksrichtung hat sich radikal verändert. Im Prinzip geht es, von einigen Neuerscheinungen (Astronauten, Trockenrasierer, lila eingefärbte Hühner im Hansaland) abgesehen, um die gleichen Sujets. In der Art und Weise jedoch, wie Menschen, Dinge, Landschaften auf der Bildfläche erscheinen, manifestiert sich eine fundamentale Verlagerung: Ihre traditionelle Rolle haben sie ausgespielt. Sie dienen nicht mehr. Weder als »Vorwurf« zur Entfaltung malerischer Groß- und Kleingesten, noch, wie bei den »Fotorealisten«, als Helfershelfer der Medienreflexion; weder als deformier- und idealisierbare Objekte zur künstlerischen Mehrwertschöpfung in Form von Metaphern, Allegorien etc. noch zur Veranschaulichung verbal-begrifflicher Entitäten. Sie dienen insbesondere nicht mehr als Transportmittel für altehrwürdigen Tiefsinn.

In welchem Maße ihnen dieser langjährig hochgehaltene Sinn abhanden gekommen ist, zeigt sich am Beispiel »Katze und Maus« von Dieter Asmus und an Andreas Orosz' »Blumenladen«: Vorbei ist's mit dem kunstsinnigen Zugriff, der die Gegenstände über spannungsvollen Aufbau (Farbregie, Goldener Schnitt usw.) zu Kompositionselementen eines Stillebens, meist der Kategorie »Vanitas«, degradiert, sondern zu sehen ist eine Katze, die den Dingen ihren Platz zuweist, und die Ordnung im Schaufenster stiftet der Ladenbesitzer: ein Vorgang, der eher Mandelbrot & Co. als heutige Kunstsachverständige interessieren dürfte.

Die Befreiung aus landläufigem Kunstkontext, die Ansiedlung der Gegenstände auf einer neuen Wahrnehmungsebene kommt hier wie auch in den Arbeiten anderer Künstler des »Neuen Realismus« vor allem durch die Oberfläche des Dargestellten zum Ausdruck. An die Stelle des individuellen Pinselstrichs, der die Person des Malers, den ›kreativen Akt‹ und das hermetische Einschließen des gezeigten Objekts in die »Kunst-Welt« feiert, ist eine Malweise getreten, die den Hersteller gleichsam unsichtbar macht. Vorwiegend glatter, den Raum, Plastizität und Stofflichkeit betonender Farbauftrag bewirken: Das Dinghafte der betreffenden Erscheinungen ist kräftig hervorgehoben – ein Akt, der die Verbindung zur »wirklichen Welt« offenkundig macht. Auch dann, wenn der Gegenstand eine spezifisch differenzierte Oberflächengestaltung verlangt, orientiert sich seine Stilisierung am Angebot der realen Gegebenheiten.

Altmeppens »Verlassene Häuser«: Ein weiträumiges Areal in nahezu kosmischer Beleuchtung; Weltsicht eher als Anblick, geprägt vom Wissen um die Gefährdung des Planeten Erde und der Faszination, die sich – allen Informationen, die im Gehirn sitzen, zum Trotz – einstellt angesichts des konkret Bestehenden. Eine ekstatische Sicht ohne Illusionen. Asmus' »Katze und Maus«: 50 profane Gegenstände – Glühbirne, Legosteine, Plastiksandale, Trillerpfeife, Spielzeugpanzer mit Tarnanstrich etc. – von oben gesehen auf gelbem Fußboden: Verwandelt und ausgestattet mit virtueller Energie, stempeln sie ihre individuelle, jedwede Begrifflichkeit sprengende Gestalt ins Bewußtsein des Betrachters.

Über die Revitalisierung der Formensprache durch den Kurzschluß mit faktischer Realität gelingt es den Künstlern des »Neuen Realismus«, ein komplexes, gegenwartsbezogenes Wahrnehmungsmodell ins dritte Drittel des 20. Jahrhunderts zu stellen; ein spezielles, sozusagen kunst-voll geschliffenes Superokular, das die leibhaftigen Erscheinungen der Wirklichkeit heranholt, unmittelbar vors Auge bringt.

Gegen den Zeitgeist, jenen schwerfälligen Zombie, gesetzt, der die Ersatzrealität in simulationsverliebter Schöngei-sterei der konkreten Erfahrung noch immervorzieht, werden die Gegenstände zu Repräsentanten und Apologeten der dinglichen Welt. Sie visualisieren einen Appell an den Betrachter: sich seiner sensorischen Fähigkeiten wieder und schleunigst bewußt zu werden.

In ihrer ästhetischen Antizipation des in der sinnlichen Wahrnehmung liegenden Erkenntnispotentials treffen sich die Bilder der »Neuen Realisten« mit Vorstellungen, die seit einigen Jahren zunehmend auch außerhalb der Kunstszene diskutiert werden: einer Entwicklung zu begegnen, die zu »rationalistischer Monokultur« führen könnte. Diesbezügliche Erörterungen landen bei der Erkenntnis, daß die »affektive Wahrnehmung« als das eigentliche Orientierungsinstrument heutiger Einsichts- und Sinngewinnung an die Stelle der Wissenschaft zu treten habe. Michel Serres konstatierte, dem allseits diagnostizierten Weltverlust sei nur »durch eine Neuverwurzelung der Individuen in der sinnlichen Wahrnehmung zu entkommen« (Les cinq sens, 1985). Wolfgang Welsch ist in dem 1987 erschienenen 500-Seiten-Wälzer »Aisthesis« über eine Neuinterpretation der Aristotelischen Sinneslehre zu der Feststellung gekommen, daß »die Findung und Gestaltung von Zukunft eine verstärkt sinnenhafte Orientierung erfordert«.

Realisten – Künstler am Katzentisch? Man sollte sie – dies zumindest – an den Küchentisch lassen.

Armin Schreiber ist Autor des Buches»Kunst: Comics«(Dreibein Verlag, Hamburg 1989)

Konkret 04/93, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Zwei Nachrichten. Zuerst die schlechte:

Jeder dritte niederländische Jugendliche zwischen 12 und 24 Jahren ist offen für rechtsradikale Ideen. Das geht aus einer Untersuchung der Universität Utrecht hervor. Rund 38 Prozent hätten »ausgesprochen intolerante Auffassungen«.

Sodann die gute:

Die Untersuchung ergab ferner, daß die niederländischen Jugendlichen überzeugtere Marktwirtschaftler seien als ihre Eltern.

Der Nachrichtenredakteur hat nichts gemerkt. Er arbeitet bei der »Frankfurter Allgemeinen«, wo 38 Prozent der überzeugtesten Marktwirtschaftler für ihre Ideen offen sind.

Eigentlich ist er ja der Drucker von Dichtern wie Schmidt (Helmut), doch wenn der Sonnabend kommt und Springer ruft, druckt es ihn, selbst Hand anzulegen und der Menschheit eigenhändig aufzuschreiben, wohin sie noch kommen wird, wenn sie nicht endlich beginnt, auf ihn zu hören:

Neue Männer braucht das Land,

ruft der »Verleger und Publizist Wolf Jobst Siedler« ihr zu, und zwar am besten

überragende Persönlichkeiten.

Ein Gedanke, der sitzt wie hingemacht. Und was geschieht? Hat man etwa ein Einsehen? Nicht die Bohne:

Es steht schlecht mit den beiden großen Parteien, die im Grunde nur noch von der Schwäche des jeweils anderen leben.

Nicht der jeweils anderen, weil es sich nämlich auf den jeweils anderen Partei beziehen tun. Doch es gibt in aller Jammer einen Hoffnung:

Es ist nicht ausgemacht, ob die starken, die unverbrauchten, die noch unabgenutzten Kräfte nicht aus der Welt zwischen der alten Mark Brandenburg und dem grünen Herzen Deutschlands kommen, dem Thüringer Wald mit dem Symbol der Wartburg.

Werden sie das Symbol der Wartburg mitbringen, wenn sie aus dem Wald kommen? Gibt es jetzt einen Wartburg als Symbol? Und wie wird der Starke, Unverbrauchte aus dem Herzen Deutschlands heißen, der es aus dem Wald in jenes Feld trägt, in dem neue deutsche Männer noch was wert sind? Luther? Rübezahl? Oder die jeweils andere?

Richard Schröder, der sozialdemokratische Führer der einstigen Volkskammer, hat sich leider vorläufig aus der Politik verabschiedet. Aber er bleibt sozusagen in Reserve, und ganz ohne Zweifel zählt seine differenzierte Nachdenklichkeit zu den wenigen hervorstechenden Persönlichkeiten der Gegenwart.

Wer es so schön sagen kann, muß an sich selber erlebt haben, wie eine Nachdenklichkeit, sich mählich differenzierend, peu à peu erst zur Persönlichkeit, dann zur hervorstechenden solchen und schließlich zu einem überragenden Hohlkopf der Gegenwart heranreift.

Die »Hamburger Morgenpost« meldet:

Böse Vorwürfe gegen den 1990 verstorbenen SPD-Politiker Herbert Wehner. Mitte der 30er Jahre soll Wehner als KPD-Mitglied im Saarland für Anschläge kommunistischer Gruppen gegen Nazis mitverantwortlich gewesen sein.

Wer übernimmt die Aufarbeitung? Die Gesellschaft für das bedrohte Volk? Dompfaffe Gauck? Frau Limbach? Leider ist Pg. Kiesinger, der beste Kenner des Delinquenten, schon in die ewige Kreisleitung eingegangen.

Was wird, wer so was schreibt?:

In die seit fast fünf Jahrhunderten bewährte Interessengemeinschaft Brasiliens und Portugals haben sich in letzter Zeit einige Mißtöne eingeschlichen.

Der wird, anstatt Wirt, Redakteur der »Allgemeinen« in Frankfurt. Im Wiederholungsfall wird er zu seinem Kollegen beim »Kurier« in Wien delegiert, zur Fortbildung:

Rund 6.000 Menschen sind bisher in Ostbosnien an Hunger und Kälte gestorben, darunter 1.755 Kinder. Sie will nun Bill Clinton aus der Luft versorgen. Europa überläßt eine ureuropäische Angelegenheit den Amerikanern.

An Hunger und Kälte Gestorbene aus der Luft zu versorgen, ist ur-europäisch. Clinton sie zu überlassen, ist echt deutsch.

Hausmitteilung der Chefredaktion an alle Ressorts:

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

nach allerlei Beratungen hat sich jetzt herauskristallisiert (ohne Komma) wie die »TAZ« dem 25-jährigen Jubiläum des Revoltejahres 1968 begegnen wird.

Erstens: Das »TAZ«-Gebäude soll am 11.4. – dem Tag des Attentats auf Dutschke – den Namen Rudi-Dutschke-Haus bekommen. Die »TAZ« lädt aus diesem Grunde am Ostersonntag den (nicht: dem) 11.4. um 11.30 Uhr alle Mitarbeitenden zu einem Frühstücksbuffet in den dann einigermaßen fertigen Räumen des Restaurants ein. Grete Dutschke und ihre drei Kinder, verschiedenste AktivistInnen von damals und eine handvoll Journalisten sollen ebenfalls eingeladen werden.

Zweitens: Am Samstag, den (nicht: dem) 10.4. erscheint eine achtseitige Beilage zum Thema 68. Neben dieser Beilage sollen in lockerer Folge größere Stückezur historisch-reflexiven Rekonstruktion des Jahres 1968 ins Blatt gerückt werden.

Drittens: Zur historischen Rekonstruktion soll vom 13.4. bis zum 20.8. (Jahrestag des Einmarsches der Truppen des Warschauer Paktes in Prag) der oberste Kasten auf der Wahrheit gesquattet werden. Auf täglich exakt 30 Zeilen sollen im Rahmen einer subjektiv geschriebenen Chronik ein oder mehrere Ereignisse vor exakt 25 Jahren memoriert werden. Dies darf keine Polit-Chronik werden, sondern es geht darum (ohne Komma) mit einer guten Mischung aus Politik, Kultur, Gesellschaft und Sport, deutschem und internationalem, das Lebensgefühl oder das Aufbruchsgefühl des Jahres 68 zu vermitteln... Wir bitten alle, die aus ihren Themenbereichen etwas zu diesem Kollektivprojekt beitragen können, sich mit den beiden in Verbindung zu setzen. Andernfalls können Zwangsrekrutierungen nicht ausgeschlossen werden.

Soviel vorerst.

Sektfrühstück mit AktivistInnen a.D. in der Ulrike Meinhof-Lounge des Rudi Dutschke-Hauses zum Thema: Holger, der Mampf geht weiter. Zwangsrekrutierung des Aufbruchsgefühls nicht ausgeschlossen. Gute Mischung von exakt 30 Zeilen im gesquatteten obersten Kasten auf der Wahrheit. 1968 und die Folgen? Das sind sie, vollständig und restlos.

Einer der AktivistInnen von damals hat zum Beginn des Jubeljahres zwei Mitarbeitern eines sozialwissenschaftlichen Instituts versichert, in dem von ihm und seinen Freunden politisch geprägten Frankfurt am Main könne der Gedanke an ein Leben ohne Ausländer gar nicht aufkommen:

Das ist eine völlig ausgeflippte Minderheitenposition, die so etwas zu denken wagt. Selbst die, die glauben, Schwierigkeiten mit Ausländern zu haben, kämen gar nicht auf einen solchen Gedanken... Die Ausländerfeindlichkeit als solche kann sich in der Stadt gar nicht erst richtig entwickeln... Die Rechtsradikalen spielen im Alltag, im städtischen Bewußtsein keine Rolle.

Brecht dem Schütz die Gräten, alle Macht den Räten. Schafft zwei, drei, viele Vietnams. Legal, illegal, scheißegal. Wir haben diese Gesellschaft gründlich zivilisiert. Vom Auflauf bis zum Dementi dauerte es manchmal Jahre, in denen alle alles vergessen hatten. Davon lebten und leben die AktivistInnen. Diesmal war die Geschichte schneller. Sie brauchte nur ein paar Wochen, um demMultikulturdezernenten das nochweit aufgerissene Mäulchen zu stopfen: Bei der Kommunalwahl am 7. März erhielten in der Stadt Frankfurt die drei Naziparteien (Reps, NPD, DVU) für ihre völlig ausgeflippte Minderheitenpositi-on zusammen 12,9 Prozent – ein Prozent weniger als die Grünen, 19 Prozent weniger als die SPD und dreimal soviel wie die FDP. Welcher Mitarbeiter eines sozialwissenschaftlichen Instituts tut sich und dem Publikum den Gefallen und fragt den Cohn-Bendit mal nach etwas, das zu treffen er den Hauch einer Chance hat? Nach dem Ausgang eines Spiels der Eintracht, vielleicht? Vom letzten Wochenende?